



Leseprobe

Elizabeth George
Wer dem Tode geweiht
Roman

„Wieder grandios gut.“ *Gala*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 19. März 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Nach Wochen der Einsamkeit fernab von London kehrt Thomas Lynley in die City zurück. Als Isabelle Ardery, eine Kollegin aus vergangenen Tagen, ihn um Unterstützung bei einem komplizierten Mordfall bittet, zögert er kurz – und tut ihr dann den Gefallen. Während Ardery im Laufe der Ermittlungen zusehends ins Kreuzfeuer der Kritik gerät, besinnt Lynley sich seiner früheren Stärken. Und seiner genialen Ermittlungspartnerin Detective Sergeant Barbara Havers ...



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

ELIZABETH GEORGE
Wer dem Tode geweiht



GOLDMANN

Buch

Die Stelle des Detective Superintendent bei New Scotland Yard ist nach vielen Monaten noch immer nicht besetzt. Eigentlich gebührte sie Thomas Lynley, doch der quittierte nach dem tragischen Tod seiner Ehefrau und seines ungeborenen Kindes den Dienst.

Nun bewirbt sich mit Isabelle Ardery eine Frau für den Posten, die es im Konkurrenzkampf mit einigen bewährten und eng verschworenen Mitarbeitern aus Lynleys alter Truppe nicht leicht haben wird. Zudem hat die Beamtin aus Kent auch noch ein privates Handicap ...

Ardery zieht den einzigen Trumpf, der ihr zur Verfügung steht: ihre Bekanntschaft mit Thomas Lynley. Sie sucht ihn in seinem Haus in Kensington auf, bittet ihn um seine vorübergehende Rückkehr zu New Scotland Yard und um Unterstützung bei ihrer Bewährungsprobe im Team. Nach kurzem Zögern beschließt Lynley, ihr den Gefallen zu tun.

Als dann eine Tote im Abney Park gefunden wird und die Polizei keine raschen Ermittlungserfolge vorweisen kann, gerät Ardery zunehmend ins Kreuzfeuer der Kritik. Um ihr jetzt beizustehen, muss Lynley sich seiner früheren Stärken besinnen – und seiner genialen Ermittlungspartnerin Detective Sergeant Barbara Havers ...

Elizabeth George

Wer dem Tode
geweiht

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch
von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»This Body of Death«
bei HarperCollins *Publisher*, Inc., New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

16. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2012
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Susan Elizabeth George
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Blanvalet Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Gestaltung der Umschlaginnenseiten: UNO Werbeagentur, München
Motiv der Umschlaginnenseiten: FinePic®, München
KN · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47778-4

www.goldmann-verlag.de

Für Gaylynnie

Ich unglücklicher Mensch!
Wer wird mich aus diesem
dem Tod verfallenen Leib erretten?

RÖMER, 7:24

ANFÄNGE

Aus den Berichten der ermittelnden Polizisten, die Michael Spargo und seine Mutter vor der Anklageerhebung vernahmen, geht hervor, dass der Tag, an dem der Junge zehn Jahre alt wurde, für ihn bereits schlecht angefangen hatte. In Anbetracht des von Michael begangenen Verbrechens und der großen Antipathie, die ihm später vonseiten der Polizei und der Mitbürger entgegengebracht wurde, kann man derlei Darstellungen zwar als fragwürdig betrachten. Allerdings kommt auch der ausführliche Bericht der Sozialarbeiterin, die Michael sowohl während der Verhöre als auch während der späteren Gerichtsverhandlung zur Seite gestellt war, zu dem gleichen Ergebnis.

Manche Einzelheiten werden sich selbst demjenigen, der sich mit Kindesmissbrauch, Familiendysfunktion und der daraus resultierenden Psychopathologie beschäftigt, nie erschließen. Doch die wesentlichen Charakteristika sind unverkennbar und unweigerlich erfahrbar für jedermann, der mit den betroffenen Personen in Kontakt kommt, wenn diese – bewusst oder unbewusst – ihre mentalen, psychischen und emotionalen Störungen an den Tag legen.

Dies war auch bei Michael Spargo und seiner Familie der Fall.

Michael ist der sechste von neun Brüdern. Gegen zwei seiner Brüder (Richard und Pete, damals achtzehn und fünfzehn Jahre alt) sowie gegen seine Mutter Sue lagen wegen anhaltender Streitereien mit den Nachbarn, wegen Belästigung diverser Rentner, die in der Sozialsiedlung wohnten, wegen Trunkenheit in der Öffentlichkeit und Zerstörung privaten und städtischen Eigentums Anzeigen vor. In dem Haushalt gab es keinen Vater. Vier Jahre vor Michaels zehntem Geburtstag hatte Donovan Spargo Frau und Kinder verlassen und war mit einer fünfzehn Jahre älteren Witwe nach Portugal gezogen. Auf dem Küchentisch hatte er einen Abschiedsbrief und fünf Pfund in Mün-

zen hinterlassen. Seitdem hatte man nie wieder von ihm gehört. Er erschien nicht zu Michaels Gerichtsverhandlung.

Sue Spargo, die weder über einen Schulabschluss noch über nennenswerte berufliche Qualifikation verfügt, gab freimütig zu, dass sie, nachdem ihr Mann sie sitzen gelassen hatte, »ein bisschen zu viel getrunken« habe und von da an kaum noch in der Lage gewesen sei, sich um ihre Söhne zu kümmern. Bis zu Donovan Spargos Verschwinden hatte die Familie zumindest nach außen hin einigermaßen stabil gewirkt, wie sich aus Schulzeugnissen und Berichten von Nachbarn und der örtlichen Polizei schließen lässt. Aber nachdem das Familienoberhaupt sich abgesetzt hatte, traten die Störungen innerhalb der Familie offen zutage.

Die Spargos wohnten in Buchanan Estate, einer trostlosen Ansammlung von grauen Stahlbetontürmen und schmucklosen Reihenhäusern in einem Stadtteil mit dem treffenden Namen »The Gallows« – »Galgen« –, der bekannt ist für Schlägereien, Straßenraub, Autodiebstahl und Einbruchdiebstähle. Morde geschahen dort nur selten, aber Gewalt war an der Tagesordnung. Die Spargos gehörten zu den Bewohnern, die etwas besser gestellt waren. Aufgrund der Größe der Familie lebten sie in einem Reihnhaus und nicht in einem der Wohntürme. Sie hatten einen Garten und einen kleinen Vorgarten, die sie allerdings nicht pflegten. Das Haus verfügte über ein Wohnzimmer, eine Küche, vier Schlafzimmer und ein Bad. Michael teilte sich ein Zimmer mit seinen drei jüngeren Brüdern. Sie schliefen in zwei Etagenbetten. Vier seiner älteren Brüder teilten sich das Nebenzimmer. Nur Richard, der Älteste, hatte ein eigenes Zimmer – ein Vorrecht, das offenbar seiner Neigung zuzuschreiben war, seine jüngeren Brüder zu schikanieren. Auch Sue Spargo bewohnte ein eigenes Zimmer. Interessanterweise betonte sie während der Vernehmungen mehrmals, dass, wenn einer der Jungen krank war, dieser bei ihr schlief und »nicht bei diesem Rüpel Richard«.

An Michaels zehntem Geburtstag wurde kurz nach sieben Uhr morgens die Polizei gerufen. Ein Familienstreit war so weit eskaliert, dass die Nachbarn sich veranlasst gesehen hatten einzugreifen. Später sagten sie aus, sie hätten lediglich wieder Ruhe herstellen wol-

len. Dagegen steht Sue Spargos Behauptung, die Nachbarn hätten ihre Söhne angegriffen. Aus den Protokollen der anschließend von der Polizei durchgeführten Vernehmungen geht jedoch hervor, dass im ersten Stock des Hauses der Familie Spargo ein Streit zwischen Richard und Pete entstanden war, nachdem Letzterer das Bad nicht schnell genug frei gemacht hatte. Richard, größer und kräftiger als sein fünfzehnjähriger Bruder, ging daraufhin brutal auf diesen los. Der sechzehnjährige Doug eilte Pete zu Hilfe, woraufhin Pete und Richard sich verbündeten und sich gemeinsam gegen Doug wendeten. Bis Sue schließlich eingriff, hatte die Schlägerei sich bereits ins Untergeschoss verlagert. Als es so aussah, als würde Sue unter Richards und Petes Fäuste geraten, versuchte der zwölfjährige David, sie mit einem Fleischmesser aus der Küche zu verteidigen, wo er angeblich dabei gewesen war, sich sein Frühstück zu machen.

An diesem Punkt hatten die Nachbarn eingegriffen, die den Lärm durch die schlecht isolierten Wände gehört hatten. Unglücklicherweise waren sie – insgesamt drei Personen – bewaffnet mit einem Kricketschläger, einem Wagenheber und einem Hammer erschienen, und laut Richard Spargos Aussage war es ebendieser Anblick, der ihn hatte rotsehen lassen. »Die hatten's auf unsere Familie abgesehen«, lautete sein spontaner Kommentar – die Worte eines Jungen, der sich als neues Familienoberhaupt betrachtete und sich verpflichtet fühlte, seine Mutter und seine Geschwister zu verteidigen.

Mitten in diesem Durcheinander wachte Michael auf. »Richard und Pete hatten Zoff mit Mum«, gab er später zu Protokoll. »Wir konnten sie hören, ich und die Kleinen, aber wir wollten damit nichts zu tun haben.« Er behauptete, keine Angst gehabt zu haben. Aber im Lauf der Vernehmung stellte sich heraus, dass Michael stets einen großen Bogen um seine älteren Brüder machte, »um sich keine einzufangen, wenn die glauben, man guckt sie schief an«. Dass es ihm nicht immer gelungen war, seinen Brüdern aus dem Weg zu gehen, geht aus den Aussagen dreier seiner Lehrer hervor, die den Sozialarbeiterinnen von blauen Flecken, Kratzspuren, Verbrennungen und mindestens einem blauen Auge berichteten, die sie bei Michael festgestellt hatten. Bis auf einen einzigen Hausbesuch hatten diese Aus-

sagen jedoch keine weiteren Konsequenzen. Offenbar war das System überlastet.

Verschiedene Hinweise lassen darauf schließen, dass Michael seine Wut über die Misshandlungen seinerseits an den jüngeren Brüdern ausließ. Aus Berichten, die entstanden, nachdem vier der Kinder in Pflegefamilien untergebracht worden waren, geht hervor, dass Michael den Auftrag hatte, dafür zu sorgen, dass sein Bruder Stevie »nicht ins Bett macht«. Da er nicht wusste, wie er dies bewerkstelligen sollte, verabreichte er dem Siebenjährigen offenbar regelmäßig eine Tracht Prügel, woraufhin Stevie seine Wut wiederum an den jüngeren Brüdern ausließ.

Ob Michael an jenem Morgen die kleineren Jungen attackierte, ist nicht bekannt. Er sagte lediglich aus, er sei aufgestanden, nachdem die Polizei eingetroffen war, habe sich seine Schuluniform angezogen und sei nach unten in die Küche gegangen, um zu frühstücken. Obwohl es sein Geburtstag war, rechnete er nicht damit, dass darum irgendein Aufhebens gemacht werden würde. »War mir egal«, sagte er später gegenüber der Polizei.

Das Frühstück bestand aus Cornflakes und Marmeladenbrötchen. Milch gab es nicht, was Michael bei seinen ersten Vernehmungen zwei Mal betonte. Daher aß er die Cornflakes trocken. Die meisten Brötchen ließ er für seine jüngeren Brüder übrig. Ein Brötchen steckte er sich in die Tasche seines senfgelben Anoraks (sowohl dem Brötchen als auch dem Anorak sollte im Verlauf der Ereignisse eine entscheidende Bedeutung zukommen), und er verließ das Haus durch den Garten.

Er sagte aus, er habe vorgehabt, auf direktem Weg zur Schule zu gehen, und bei seiner ersten Vernehmung durch die Polizei behauptete er überdies, dort angekommen zu sein. Bei dieser Version blieb er, bis man ihm die Aussage seines Lehrers vorlas, der erklärt hatte, Michael habe an dem Tag die Schule geschwänzt, woraufhin Michael seine Geschichte änderte und nunmehr behauptete, er habe die Kleingartenkolonie aufgesucht, die zum Buchanan Estate gehörte und sich hinter der Siedlung befand, in der die Spargos wohnten.

»Da war so 'n Opa mit seinem Grünzeug zugange, kann sein, dass

ich den geärgert hab«, so Michael gegenüber der Polizei, »und kann sein, dass ich 'ne Schuppentür eingetreten hab oder so«. Aus diesem Schuppen habe er »vielleicht 'ne Heckenschere geklaut, aber ich hab sie nich behalten, das mach ich nie«. Der Rentner bestätigte, Michael um acht Uhr morgens gesehen zu haben. Allerdings ist zu bezweifeln, dass die kleinen Gemüsebeete den Jungen allzu lange interessierten. Eine Viertelstunde lang habe er laut Aussage des Zeugen »darin herumgetrampelt, bis ich ein ernstes Wort mit ihm geredet habe. Er hat geflucht wie ein Kesselflicker und sich verzogen.«

Offenbar ging Michael tatsächlich in Richtung Schule, aber auf dem Weg dorthin begegnete er Reggie Arnold.

Reggie Arnold war der vollkommene Gegensatz zu Michael Spargo. Während Michael für sein Alter groß war und spindeldürr, war Reggie eher klein und pummelig. Sein Haar wurde ihm regelmäßig extrem kurz geschoren, weswegen er in der Schule ständig gehänselt wurde. (Die Mitschüler nannten ihn »diesen Charlie-Brown-Wichser«.) Aber im Gegensatz zu Michael war er für gewöhnlich sauber und ordentlich gekleidet. Laut Aussage der Lehrer war Reggie »ein guter Junge, aber cholerisch«, und auf die Frage hin, worauf sein cholerisches Verhalten zurückzuführen sei, sprachen sie von »Problemen zwischen den Eltern und Problemen mit dem Bruder und der Schwester«. Aus diesen Informationen lässt sich mit großer Sicherheit schließen, dass Reggie sich aufgrund der kriselnden Ehe seiner Eltern in Verbindung mit der Behinderung des älteren Bruders und der geistigen Behinderung der jüngeren Schwester auf verlorenem Posten fühlte.

Man muss betonen, dass Rudy und Laura Arnold in der Tat kein leichtes Schicksal hatten. Ihr ältester Sohn ist aufgrund einer Kinderlähmung an den Rollstuhl gefesselt. Ihre Tochter war als ungeeignet für eine normale Schule eingestuft worden und besuchte eine Sonderschule. Dies führte dazu, dass die elterliche Fürsorge fast ausschließlich den beiden problematischen Kindern galt und die ohnehin schon brüchige Ehe, in deren Verlauf die Arnolds sich immer wieder getrennt hatten, zusätzlich belastet wurde, sodass Laura häufig auf sich allein gestellt war.

In dieser komplizierten familiären Situation wurde Reggie nur wenig Aufmerksamkeit zuteil. Laura gab bereitwillig zu, dass sie »den Jungen vernachlässigt« habe, während sein Vater behauptete: »Ich habe den Jungen fünf oder sechs Mal zu mir geholt«, womit er offenbar betonen wollte, dass er in den Zeiten der Trennung seinen elterlichen Pflichten nichtsdestotrotz nachgekommen sei. Wie man sich leicht vorstellen kann, führte Reggies ungestillte Sehnsucht nach Zuwendung dazu, dass er unablässig versuchte, die Aufmerksamkeit Erwachsener auf sich zu ziehen. Auf der Straße äußerte sich dies darin, dass er regelmäßig kleine Diebstähle beging und hin und wieder jüngere Kinder drangsalierte. In der Schule äußerte es sich in Aufsässigkeit. Diese Aufsässigkeit wurde von den Lehrern bedauerlicherweise als das oben erwähnte »cholerische Verhalten« gedeutet und nicht als der Hilferuf erkannt, der es in Wirklichkeit war. Wenn Reggie sich ungerecht behandelt fühlte, warf er sein Pult um, schlug seinen Kopf gegen Tisch und Wand und warf sich wutschreiend zu Boden.

Am Tag des Verbrechens begegneten sich Michael Spargo und Reggie Arnold Augenzeugen zufolge – und die Überwachungskameras bestätigen dies – vor dem Lebensmittelladen, der in der Nähe von Reggies Zuhause und auf dem Weg zu Michaels Schule lag. Die Jungen kannten sich und hatten schon einige Male miteinander gespielt, waren jedoch den jeweiligen Eltern unbekannt. Laura Arnold sagte aus, sie habe Reggie zum Laden geschickt, um Milch zu holen, und der Ladeninhaber bestätigte, dass Reggie einen halben Liter fettarme Milch gekauft habe. Außerdem stahl er zwei Marsriegel, »einfach so aus Spaß«, wie Michael sich ausdrückte.

Michael begleitete Reggie zurück nach Hause. Die Jungen machten sich einen Spaß daraus, die Milchtüte aufzureißen und den Inhalt in den Tank einer Harley-Davidson zu schütten – ein Streich, der jedoch vom Besitzer des Motorrads beobachtet wurde, der den beiden vergeblich hinterherlief. Später erinnerte er sich an den senfgelben Anorak, den Michael Spargo trug. Zwar kannte er keinen der beiden Jungen mit Namen, doch er identifizierte Reggie Arnold anhand verschiedener Fotos, die die Polizei ihm vorlegte.

Als Reggie ohne die Milch zu Hause eintraf, erzählte er seiner Mut-

ter – indem er sich auf Michael als Zeugen berief –, er wäre unterwegs von zwei größeren Jungen angegriffen worden, die ihm das Geld für die Milch abgenommen hätten. »Er weinte und war drauf und dran, einen von seinen Anfällen zu kriegen«, sagte Laura Arnolds aus. »Ich habe ihm geglaubt. Was blieb mir denn übrig?« In der Tat eine berechnete Frage, denn in Anbetracht der Tatsache, dass sie sich in Abwesenheit ihres Mannes allein um zwei behinderte Kinder kümmern musste, war eine fehlende Milchtüte, egal wie dringend sie an jenem Morgen benötigt wurde, ein geringes Problem. Allerdings wollte sie von ihrem Sohn wissen, wer Michael Spargo war. Reggie stellte ihn als »Schulkameraden« vor, und er nahm Michael mit, um die nächste Aufgabe zu erfüllen, die seine Mutter ihm stellte: nämlich seine Schwester aus dem Bett zu holen.

Inzwischen war es etwa 8:45 Uhr, und falls die beiden Jungen noch vorhatten, zur Schule zu gehen, würden sie zu spät kommen. Das war ihnen zweifellos klar, wie aus Michaels Vernehmung hervorgeht. Er gab an, dass Reggie sich mit seiner Mutter gestritten habe, weil er sich um seine Schwester kümmern sollte: »Reggie hat rumgemault, er würde zu spät zur Schule kommen, aber das war ihr egal. Sie hat gesagt, er soll machen, dass er nach oben kommt, und seine Schwester holen. Sie hat gesagt, er soll dem lieben Gott danken, dass er nicht so ist wie seine beiden Geschwister«, womit sie sicherlich auf die Behinderungen der beiden anspielte. Bemerkungen wie diese von Laura Arnold scheinen in ihrem Haushalt durchaus üblich gewesen zu sein.

Trotz der Anweisung seiner Mutter holte Reggie seine Schwester nicht aus dem Bett. Stattdessen sagte er seiner Mutter, sie solle »sich selbst was Schlimmes tun« (so gab Michael es wieder; Reggie drückte sich wohl drastischer aus), und dann verließen die Jungen das Haus.

Draußen begegneten sie Rudy Arnold, der, während sie sich mit Laura in der Küche aufgehalten hatten, mit seinem Auto angekommen war und »sich draußen rumgedrückt hat, als würde er sich nicht reintrauen«. Rudy und Reggie redeten kurz miteinander – ein Gespräch der eher unangenehmen Natur, zumindest aus Reggies Sicht. Michael behauptete, er habe hinterher gefragt, wer der Mann gewesen sei, in der Annahme, es handelte sich um den »Freund von

Reggies Mum«, woraufhin Reggie antwortete, »der Vollidiot« sei sein Vater, und seine Worte bekräftigte, indem er sich den Kasten für die Milchflaschen schnappte, der vor der Nachbartür stand, ihn auf die Straße warf und zertrampelte.

Michael sagte aus, er habe sich an diesem Zerstörungsakt nicht beteiligt. Er erklärte, er habe zur Schule gehen wollen, aber Reggie habe verkündet, er werde »schwänzen« und wolle »endlich mal ein bisschen Spaß haben«. Es sei Reggies Idee gewesen, so Michael, Ian Barker mit einzubeziehen in all das, was nun folgen sollte.

Im Alter von elf Jahren galt Ian Barker bereits als geschädigt, schwierig, gestört, borderline, zornig und psychopathisch, je nachdem, wer ihn charakterisierte. Er war zu dem Zeitpunkt das einzige Kind einer vierundzwanzigjährigen Mutter (wer sein Vater ist, konnte nie geklärt werden), war jedoch in dem Glauben aufgewachsen, die junge Frau sei seine große Schwester. Anscheinend hing er sehr an seiner Großmutter, die er für seine Mutter hielt, während er die junge Frau, seine vermeintliche Schwester, verabscheute.

Mit neun Jahren hielt man ihn für alt genug, um die Wahrheit zu erfahren. Allerdings nahm er diese Wahrheit schlecht auf, vor allem da sie ihm verkündet wurde, kurz nachdem Tricia Barker aufgefordert worden war, das Haus ihrer Mutter zu verlassen und ihren Sohn mitzunehmen. Diese Entscheidung, so erklärte Ians Großmutter später, habe sie getroffen, um liebevolle Strenge walten zu lassen. »Ich war bereit, sie beide bei mir zu behalten – Tricia und auch den Jungen –, solange das Mädchen arbeitete. Aber sie hat jeden Job gleich wieder aufgegeben, weil sie lieber Partys feiern und sich die Nächte um die Ohren schlagen wollte, und ich dachte mir, wenn sie den Jungen allein großziehen müsste, würde sie vielleicht endlich zur Besinnung kommen.«

Doch sie kam nicht zur Besinnung. Tricia Barker bekam eine städtische Wohnung zur Verfügung gestellt, die allerdings so klein war, dass sie das Schlafzimmer mit ihrem Sohn teilen musste. In diesem Zimmer wurde Ian Zeuge, wie seine Mutter mit wechselnden Partnern und mindestens vier Mal mit mehr als nur mit einem einzigen Mann

Geschlechtsverkehr hatte. Auffällig ist, dass Ian während der Vernehmungen von Tricia nie als Mutter sprach, sondern sie als »Schlampe«, »Fotze«, »Flittchen«, »Nutte« und »Bettvorleger« bezeichnete. Von seiner Großmutter sprach er überhaupt nicht.

Michael und Reggie hatten offenbar kein Problem damit, Ian an jenem Morgen zu finden. Sie gingen nicht zu ihm nach Hause – »seine Mutter war meistens besoffen«, so Reggie, »und hat nur rumgebrüllt« –, sondern sie kamen dazu, als er gerade einen kleineren Jungen verdrosch, der auf dem Weg zur Schule gewesen war. Ian hatte gerade »den Ranzen von dem Jungen auf der Straße ausgeschüttet« und dessen Inhalt durchsucht, in erster Linie nach Geld. Als aber der Junge nichts bei sich hatte, was Ian brauchen konnte, »hat er ihn ganz gemein gegen eine Hauswand geschubst«, so Michael, »und ist auf ihn losgegangen«.

Weder Reggie noch Michael versuchten, Ian aufzuhalten. Reggie sagte: »Es war nur Spaß. Ich konnte sehen, dass er dem Jungen nichts tun wollte«, während Michael behauptete, er habe »nich richtig gesehen, was der vorhatte«, was man bezweifeln darf, da die Jungen dicht beieinanderstanden. Aber was auch immer Ian vorgehabt haben mag, er konnte seine Pläne nicht in die Tat umsetzen. Ein Autofahrer hielt an und verlangte zu wissen, was sie da trieben, worauf die Jungen Reißaus nahmen.

Es gibt Vermutungen, dass an jenem Morgen Ians Drang, irgendjemandem wehzutun, letztlich zu dem führte, was später geschah. Während der Vernehmungen war Reggie nur zu eifrig, mit dem Finger auf Ian zu zeigen. Aber auch wenn Ians Zorn ihn in der Vergangenheit zweifellos zu Taten getrieben hatte, die so niederträchtig waren, dass sich der ganze Abscheu auf ihn konzentrierte, sobald die Wahrheit ans Licht kam, zeigen die Beweise doch, dass er bei dem, was folgte, *nicht mehr und nicht weniger* beteiligt war als die anderen beiden Jungen [Hervorhebung von mir].

JUNI
NEW FOREST
HAMPSHIRE

Der pure Zufall hatte sie zu ihm geführt. Hätte er nicht ausgerechnet in dem Augenblick von seinem Gerüst hinabgeblickt, würde er sich später sagen, wäre er an jenem Nachmittag mit Tess auf direktem Weg nach Hause anstatt noch in den Wald gegangen, und sie wäre nie in sein Leben getreten. Dass er genau das hatte denken *sollen*, war eine Erkenntnis, die ihm erst kam, als es viel zu spät war.

Es war später Nachmittag, und es war heiß. Gewöhnlich wartete der Juni mit Regengüssen auf, die jeder Hoffnung auf einen Sommer Hohn sprachen. Aber in diesem Jahr hatte das Wetter sich etwas anderes vorgenommen. Sonnige Tage und wolkenloser Himmel versprachen für Juli und August eine anhaltende Hitze, die den Boden austrocknen, die weiten Grasflächen verdorren lassen und die New-Forest-Ponys auf ihrer Futtersuche immer tiefer in die Wälder treiben würde.

Er befand sich ganz oben auf dem Gerüst und wollte gerade aufs Dach klettern, wo er angefangen hatte, das Stroh anzubringen. Weil Stroh viel biegsamer war als Reet, eignete es sich hervorragend für den First. Viele hielten die kunstvoll geflochtenen Strohbunde am First für Zierrat. Er kannte indes den eigentlichen Zweck: die oberste Reetschicht gegen Schäden durch Wetter und Vögel zu schützen.

Er ging auf dem Zahnfleisch. Er war gereizt. Seit drei Monaten arbeitete er schon an diesem Riesenprojekt, und er hatte fest zugesagt, in zwei Wochen das nächste anzufangen; doch immer noch mussten abschließende Arbeiten erledigt werden, und die konnte er nicht seinem Lehrling überlassen. Cliff Coward war noch nicht so weit, dass er mit dem Klopfbrett umgehen konnte. Diese Arbeit war entscheidend für den Gesamteindruck

des Dachs, und sie erforderte sowohl Geschick als auch ein erfahrenes Auge. Cliff konnte man solche komplizierten Arbeiten nicht anvertrauen. Er bekam ja nicht einmal die simpelsten Aufgaben auf die Reihe – zum Beispiel ihm jetzt zwei Bunde Stroh aufs Dach zu reichen. Wieso brachte dieser Kerl es nicht fertig, einen so banalen Auftrag auszuführen?

Die Suche nach der Antwort auf diese Frage sollte Gordon Jossies Leben ändern.

Er wandte sich vom First ab und rief ungehalten: »Cliff! Wo zum Teufel steckst du?« Eigentlich hätte sein Lehrling unten bei den Strohbunden auf die Anweisungen des Meisters warten sollen. Doch stattdessen war er zu Gordons verstaubtem Pickup gegangen, der in einigen Metern Entfernung stand. Dort hockte Tess in Habachtstellung und wedelte mit dem Schwanz, während eine Frau ihr den Kopf tätschelte – eine Fremde, wahrscheinlich eine Touristin, nach ihrer Kleidung und der Landkarte zu urteilen, die sie in der Hand hielt.

»Hey, Cliff!«, rief Gordon. Der Lehrling und die Frau blickten zu ihm hoch.

Gordon konnte das Gesicht der Frau nicht erkennen; sie hatte einen breitrempigen Strohhut auf mit einem fuchsiafarbenen Schal als Hutband. Die gleiche Farbe fand sich in ihrem Kleid, einem Sommerkleid, das ihre gebräunten Arme und Beine betonte. Sie trug einen goldenen Armreif und Sandalen, und unter ihrem Arm klemmte eine aus Stroh geflochtene Handtasche, deren Riemen lose über ihrer Schulter lag.

»Sorry! Ich wollte der Lady nur helfen ...«, antwortete Cliff, während die Frau gleichzeitig lachend rief: »Ich habe mich total verirrt! Es tut mir furchtbar leid. Er hat mir angeboten ...« Sie wedelte mit der Landkarte, wie um das Offensichtliche zu erklären: Irgendwie war sie vom Park zum Verwaltungsgebäude spaziert, dessen Dach Gordon gerade neu deckte. »Ich habe noch nie gesehen, wie ein Reetdach gedeckt wird«, fügte sie hinzu, vielleicht um etwas Nettes zu sagen.

Aber Gordon stand der Sinn nicht nach Nettigkeiten. Er war

voller Zorn, den er irgendwie loswerden musste. Er hatte keine Zeit für Touristen.

»Sie will zum Monet's Pond«, rief Cliff.

»Und ich will den verdammten First hier fertig kriegen«, lautete Gordons Antwort, allerdings mit einem eindeutigen Unterton. »Am Brunnen drüben geht ein Weg ab. Der Brunnen mit den Nymphen und Faunen. Da muss man links abbiegen. Sie sind rechts abgebogen.«

»Wirklich?«, rief die Frau. »Tja ... typisch für mich.« Sie blieb stehen, als erwartete sie, dass das Gespräch weiterging. Sie trug eine dunkle Sonnenbrille, und sie wirkte auf Gordon wie ein Filmstar vom Typ Marilyn Monroe, denn sie war üppig gebaut, genau wie Marilyn, nicht so spindeldürr wie die Stars und Sternchen, die man inzwischen überwiegend zu sehen bekam. Auf den ersten Blick hatte er sie tatsächlich für eine Berühmtheit gehalten. Entsprechend gekleidet war sie jedenfalls, und die Selbstverständlichkeit, mit der sie erwartete, dass ein Mann seine Arbeit unterbrach, nur um mit ihr zu plaudern, legte den gleichen Schluss nahe. »Jetzt müssten Sie den Weg ganz leicht finden«, beschied er der Frau knapp.

»Schön wär's«, sagte sie, und dann fragte sie, was er ziemlich lächerlich fand: »Da sind doch keine ... äh, Pferde, oder?«

Gordon dachte schon, was zum Teufel, als die Frau hinzufügte: »Es ist nur, weil ... Na ja, ich fürchte mich vor Pferden.«

»Die Ponys tun nichts«, sagte er. »Die bleiben für sich, solange Sie nicht versuchen, sie zu füttern.«

»Gott, das würde ich nie im Leben tun!« Sie schwieg, als erwartete sie, dass er darauf etwas erwidern wollte, was jedoch nicht seine Absicht war. Schließlich sagte sie: »Also dann ... Vielen Dank.« Damit war der Plausch beendet.

Sie machte sich auf den Weg, den Gordon ihr genannt hatte, nahm ihren Hut ab und ließ ihn an den Fingerspitzen schwingen. Ihr Haar war blond und zu einem Pagenkopf geschnitten, und wenn sie es schüttelte, fiel es sofort wieder in Form und schimmerte im Licht, so als wüsste es genau, was es zu tun

hatte. Gordon war Frauen gegenüber nicht immun, und ihm fiel auf, dass sie einen anmutigen Gang hatte. Aber es regte sich nichts in ihm, weder im Herzen noch im Schritt, und darüber war er froh. Er hielt sich lieber fern von Frauen.

Cliff kam mit zwei Bündeln Stroh auf dem Rücken auf das Gerüst geklettert. »Tess gefiel sie«, sagte er, als wollte er irgendetwas erklären oder die Frau in Schutz nehmen. »Vielleicht deine Chance für einen neuen Versuch, Kumpel.«

Gordon sah der Frau nach. Nicht etwa, weil er von ihr fasziniert gewesen wäre oder weil er sie attraktiv gefunden hätte, sondern um zu sehen, ob sie am Nymphenbrunnen richtig abbog. Sie tat es nicht. Er schüttelte den Kopf. Hoffnungsloser Fall, dachte er. Sie würde auf der Kuhweide landen, ehe sie wusste, wie ihr geschah, doch dann sagte er sich, dass sie dort mit Leichtigkeit jemanden finden würde, der ihr weiterhalf.

Cliff wollte nach Feierabend noch einen heben, Gordon nicht. Er trank überhaupt keinen Alkohol, und er hatte noch nie etwas davon gehalten, sich mit seinen Lehrlingen anzufreunden. Außerdem war Cliff erst achtzehn und Gordon dreizehn Jahre älter, sodass er sich meistens vorkam wie dessen Vater. Vielleicht hatte er aber auch nur Empfindungen, wie ein Vater sie haben könnte, dachte er. Schließlich hatte er keine Kinder und wollte auch keine.

»Tess braucht ein bisschen Auslauf«, erklärte er. »Sie findet heute Abend keine Ruhe, wenn sie keine Gelegenheit kriegt, ihre Energie loszuwerden.«

»Bist du dir sicher, Kumpel?«

»Ich kenne meinen Hund«, antwortete Gordon. Er wusste, dass Cliff nicht von Tess gesprochen hatte, aber mit dieser Bemerkung nahm er ihm den Wind aus den Segeln. Cliff redete einfach zu viel.

Gordon nahm ihn mit bis zum Pub in Minstead, einem in einem kleinen Tal gelegenen Dorf, das aus einer Kirche, einem Friedhof, einem Laden, einem Pub und ein paar alten Häusern

bestand, die sich um einen winzigen Dorfplatz duckten. In der Mitte stand eine uralte Eiche, und in deren Nähe graste ein geschecktes Pony, dessen gestutzter Schwanz seit dem Zusammentrieb im vergangenen Herbst, als die Tiere markiert worden waren, ordentlich nachgewachsen war.

Das Pony blickte nicht einmal auf, als der Pick-up knapp hinter seinen Flanken geräuschvoll zum Stehen kam. Als langjähriger Bewohner des New Forest wusste das Tier wahrscheinlich ganz genau, dass sein Recht, an jedem beliebigen Ort zu grasen, wesentlich älter war als das Recht des Pick-ups, über die Straßen von Hampshire zu fahren.

»Also dann, bis morgen«, sagte Cliff und ging zum Pub, um sich dort zu seinen Freunden zu gesellen. Gordon sah ihm nach und wartete ohne besonderen Grund, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte. Erst dann legte er den Gang ein.

Wie immer fuhr er nach Longslade Bottom. Mit der Zeit hatte er gelernt, dass es Sicherheit mit sich brachte, wenn man ein Gewohnheitstier war. Am Wochenende fuhr er oft woandershin, um Tess Auslauf zu geben, aber nach Feierabend unter der Woche zog er einen Ort vor, der näher an seinem Haus lag. Außerdem gefiel ihm das offene Gelände, das Longslade Bottom bot – und wenn er nicht gesehen werden wollte, konnte er sich in den Wald von Hinchelsea zurückziehen, der sich den Hügel hinaufzog.

Gordon rumpelte über den mit Schlaglöchern übersäten Parkplatz auf die Wiese zu, während Tess auf dem Rücksitz in Erwartung des Spaziergangs freudig kläffte. An schönen Tagen wie diesem war Gordons Pick-up nicht das einzige Fahrzeug auf dem Parkplatz: Wie nuckelnde Kätzchen drückten sechs Fahrzeuge ihre Schnauzen an den Rand der großen Wiese, auf der weiter draußen Ponys grasten, unter ihnen fünf Fohlen. Die Ponys, an die Anwesenheit von Menschen und anderen Tieren gewöhnt, ließen sich von den bellenden Hunden, die um sie herumtollten, nicht stören, aber Gordon wusste sofort, dass er seiner Hündin heute keinen freien Auslauf gestatten durfte.

Tess war ganz versessen auf die wilden Ponys des New Forest, und obwohl sie schon getreten und gebissen worden war und obwohl Gordon sie immer wieder ausgeschimpft hatte, begriff sie einfach nicht, dass sie nicht auf der Welt war, um Ponys zu jagen. Es reizte sie ungemein, und sie winselte und leckte sich das Maul in Vorfreude auf das Abenteuer. Gordon konnte beinahe ihre Hundegedanken lesen: *Und sogar Fohlen! Super! Was für ein Spaß!*

»Kommt nicht infrage«, sagte er laut, nahm die Leine von der Ladefläche, hakte sie am Halsband ein und ließ Tess aus dem Wagen. Hoffnungsvoll machte sie einen Riesensatz. Als er sie kurz nahm, legte Tess unter Husten und Würgen eine filmreife Show hin. Typisch, dachte Gordon resigniert. »Wo hast du das Hirn gelassen, das der liebe Gott dir gegeben hat?«, fragte er sie.

Tess sah zu ihm auf, wedelte mit dem Schwanz und schenkte ihm ihr strahlendstes Hundelächeln. »Das mag früher mal funktioniert haben«, sagte er, »aber die Zeiten sind vorbei.« Entschlossen führte er den Golden Retriever weg von den Ponys und den Fohlen. Tess ging mit, zeigte sich jedoch widerspenstig und sah sich immer wieder winselnd um, offenbar in der Hoffnung, ihn umstimmen zu können. Es gelang ihr nicht.

Longslade Bottom umfasste drei Gebiete: die Wiese, auf der die Ponys grasten, im Nordwesten eine Heidelandschaft, wo Glockenheide und Pfeifengras blühten, und dazwischen ein Moor mit unförmigen, vollgesogenen Torfmooskissen und weißrosafarbenen Bitterkleeolden, die in flachen Teichen aus Rhizomen wuchsen. Auf einem Pfad, der vom Parkplatz abging und zu dessen beiden Seiten sich flauschige weiße Wollgrasbüschel wie Wattebäusche in der warmen Brise wiegten, konnte man das Moor sicher durchqueren.

Gordon entschloss sich, diesen Pfad zu nehmen, denn an seinem Ende gelangte man in den Hinchelsea Wood, wo er die Hündin frei laufen lassen konnte. Von dort aus waren die Ponys nicht zu sehen, und für Tess galt: aus den Augen, aus dem

Sinn. Sie besaß die bewundernswerte Gabe, ganz im Hier und Jetzt zu leben.

So kurz vor der Sommersonnenwende stand die Sonne trotz der späten Stunde noch hoch am Himmel, und ihr Licht brach sich in den bunt schillernden Körpern der Libellen und dem hellen Gefieder der Kiebitze, die aufflogen, sobald Gordon und seine Hündin sich näherten. In der leichten Brise lag der Geruch nach Torf und der sich zersetzenden Vegetation, die ihn entstehen ließ. Die Luft war erfüllt von Geräuschen, angefangen mit den heiseren Schreien der großen Brachvögel bis hin zu den Stimmen der Leute, die auf der Wiese nach ihren Hunden riefen.

Gordon hielt Tess weiter an der kurzen Leine. Auf dem Weg zum Hinchelsea Wood ließen sie Wiese und Moor hinter sich. Wenn er es sich recht überlegte, erschien ihm der Wald ohnehin geeigneter für einen Nachmittagsspaziergang. Die Buchen und Eichen standen in vollem Sommerlaub, ebenso die Birken und Kastanien, und unter dem Blätterdach würde es angenehm kühl sein. Nachdem er den ganzen Tag auf dem Dach geschuftet und Reet und Stroh geschleppt hatte, war Gordon froh, der Sonne für eine Weile zu entkommen.

Als sie die beiden Zypressen erreichten, die den offiziellen Eingang zum Wald flankierten, ließ er Tess von der Leine und schaute ihr nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwunden war. Irgendwann würde sie von allein zurückkommen. Es war nicht mehr lange bis zum Abendessen, und Tess verpasste nie freiwillig eine Mahlzeit.

Beim Spazierengehen suchte er sich immer etwas, auf das er sich konzentrieren konnte. Hier im Wald sagte er in Gedanken die Namen der Bäume auf. Er erforschte den New Forest, seit er nach Hampshire gezogen war, und inzwischen, nach zehn Jahren, kannte er seine Entstehungsgeschichte und seinen Charakter besser als die meisten Einheimischen. In der Nähe einiger Stechpalmensträucher setzte er sich auf den Stamm einer umgestürzten Erle. Das Sonnenlicht brach durch die Kronen und

besprenkelte den von jahrelanger natürlicher Kompostierung schwammig weichen Boden.

Nachdem Gordon die Namen der Bäume in seiner Umgebung aufgesagt hatte, ging er zu den anderen Pflanzen über. Allerdings gab es davon nicht allzu viele. Der Wald gehörte zum Weideland, und Ponys, Esel und Damhirsche ästen hier. Im April und Mai hatten sie sich an den frischen Farnwedeln gütlich getan, später dann Wildblumen, Erlensprösslinge und junge Brombeertriebe gefressen. Zwar formten sie auf diese Weise das Gelände so, dass man gemütlich darin spazieren gehen konnte und sich nicht mühsam durchs Unterholz kämpfen musste. Doch sie verdarben ihm damit den Spaß an seinem Denksport.

Er hörte seine Hündin bellen und richtete sich auf. Er machte sich keine Sorgen, denn er kannte den unterschiedlichen Klang von Tess' Lauten. Dies hier war ein freudiges Kläffen, das sie immer anschluss, wenn sie einen Freund begrüßte oder wenn man ein Stöckchen für sie in den Weiher warf. Trotzdem stand er auf und sah in die Richtung, aus der das Gebell zu hören war. Es kam näher, und nach einer Weile hörte er eine menschliche Stimme, die es begleitete, eine weibliche Stimme.

Und gleich darauf sah er sie.

Er erkannte sie nicht gleich, denn sie hatte sich umgezogen. Statt Sommerkleid, Sonnenhut und Sandalen trug sie jetzt eine Kakihose und eine kurzärmelige Bluse. Die Sonnenbrille hatte sie immer noch auf – er ebenfalls, denn es war noch immer sehr hell –, und ihr Schuhwerk war auch diesmal ziemlich ungeeignet für ihre Erkundungen. Sie hatte ihre Sandalen gegen Gummistiefel eingetauscht, eine äußerst merkwürdige Wahl für einen Sommerspaziergang, es sei denn, sie hatte vor, durchs Moor zu waten.

Sie ergriff als Erste das Wort: »Dacht ich's mir doch, dass es derselbe Hund ist. Er ist wirklich lieb.«

Er hätte schwören können, dass sie ihm nach Longslade Bottom und in den Hinchelsea Wood gefolgt war – außer dass sie offenbar vor ihm da gewesen war. Sie war auf dem Weg aus dem

Wald hinaus, er ging in den Wald hinein. Er war Menschen gegenüber misstrauisch, aber er wollte nicht paranoid wirken.

»Sie waren doch auf der Suche nach dem Monet's Pond.«

»Und ich habe ihn auch gefunden«, erwiderte sie. »Allerdings erst, nachdem ich auf einer Kuhweide gelandet war.«

»Ja«, sagte er knapp.

Sie legte den Kopf schief. Ihr Haar schimmerte im Sonnenlicht, genau wie zuvor in Boldre Gardens. Aus irgendeinem idiotischen Grund fragte er sich, ob sie sich Glitzer hineinsprühte. Derart glänzendes Haar hatte er noch nie gesehen.

»Ja?«, wiederholte sie.

»Äh, ja«, stotterte er. »Ich meine, ja, ich weiß. Ich habe gesehen, wo Sie abgebogen sind.«

»Ach so. Sie haben mich vom Dach aus beobachtet, was? Ich hoffe, Sie haben mich nicht ausgelacht. Das wäre mir wirklich peinlich.«

»Nein«, sagte er.

»Tja, im Kartenlesen bin ich wirklich eine komplette Niete, und im Befolgen von Wegbeschreibungen bin ich leider auch nicht besser. Es ist also kein Wunder, dass ich mich gleich wieder verlaufen habe. Aber wenigstens bin ich keinen Pferden begegnet.«

Er sah sich um. »Dann ist das hier wohl nicht der richtige Ort für Sie, oder? Wenn Sie weder Karten lesen noch Beschreibungen befolgen können.«

»Der Wald, meinen Sie? Ich habe mir einen Orientierungspunkt gemerkt.« Sie zeigte nach Süden auf einen Hügel jenseits des Waldes, auf dem eine riesige Eiche stand. »Ich habe mich nach diesem Baum gerichtet und mich auf dem Weg in den Wald immer rechts davon gehalten, und da er sich jetzt links von mir befindet, bin ich mir ziemlich sicher, dass es hier entlang zum Parkplatz zurückgeht. Sie sehen also: Auch wenn ich erst auf einer Baustelle und dann auf einer Kuhweide gelandet bin, bin ich kein hoffnungsloser Fall.«

»Das ist Nelsons«, sagte er.

»Wie bitte? Meinen Sie den Baum? Gehört er jemandem? Steht er auf Privatgelände?«

»Nein, das Land gehört der Krone. Das dort ist Nelsons Eiche. Angeblich hat er sie gepflanzt. Lord Nelson, meine ich.«

»Ah, verstehe.«

Er musterte sie. Sie biss sich auf die Lippen, und er hatte das Gefühl, dass sie keinen Schimmer hatte, wer Lord Nelson war. Heutzutage kam das vor. Um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, sagte er: »Admiral Nelson hat seine Schiffe drüben in Buckler's Hard bauen lassen. Das liegt hinter Beaulieu. Kennen Sie das? An der Flussmündung? Bei dem enormen Holzverbrauch mussten sie irgendwann anfangen, neue Bäume zu pflanzen. Wahrscheinlich hat Nelson nie eigenhändig einen Baum gepflanzt, aber diese Eiche dort wird ihm trotzdem zugeschrieben.«

»Ich bin nicht von hier«, sagte sie. »Aber das ist Ihnen bestimmt nicht entgangen.« Sie streckte eine Hand aus. »Gina Dickens. Weder verwandt noch verschwägert. Und ich weiß, dass sie Tess heißt.« Sie nickte in Richtung der Hündin, die sich zufrieden neben ihr niedergelassen hatte. »Aber Ihren Namen kenne ich nicht.«

»Gordon Jossie«, sagte er und schüttelte ihr die Hand. Ihre weiche Haut machte ihm bewusst, wie rau seine eigene Hand sich anfühlen musste. Und wie verdreckt er nach einem ganzen Tag auf dem Dach war. »Das dachte ich mir.«

»Was?«

»Dass Sie nicht von hier sind.«

»Hm, ja. Die Einheimischen verlaufen sich wahrscheinlich nicht so leicht wie ich.«

»Nicht das. Ihre Schuhe.«

Sie blickte nach unten. »Was stimmt denn nicht mit meinen Schuhen?«

»Erst die Sandalen, die Sie in Boldre Gardens anhatten, und jetzt die da«, sagte er. »Wieso tragen Sie Gummistiefel? Wollen Sie etwa ins Moor?«

Wieder biss sie sich auf die Lippen. Er fragte sich, ob sie sich

ein Lachen verkniff. »Sie werden mich für albern halten«, sagte sie. »Es ist wegen der Schlangen. Ich habe gelesen, dass es hier im New Forest Kreuzottern gibt, und ich will nicht gebissen werden. Jetzt lachen Sie mich bestimmt aus.«

Er musste tatsächlich grinsen. »Sie rechnen also im Wald mit Schlangen?« Er wartete nicht auf eine Antwort. »Die sind draußen auf der Heide. Da kriegen sie mehr Sonne ab. Könnte sein, dass Sie auf dem Weg durchs Moor auf eine stoßen, ist aber ziemlich unwahrscheinlich.«

»Ich sehe schon, ich hätte Sie um Rat bitten sollen, bevor ich mich umgezogen habe. Leben Sie schon immer hier?«

»Seit zehn Jahren. Ich bin aus Winchester hierher gezogen.«

»Ich auch!« Sie warf einen Blick in die Richtung, aus der sie gekommen war, und sagte: »Wollen wir ein Stück gemeinsam gehen, Gordon Jossie? Ich kenne hier sonst niemanden, und ich hätte Lust, noch ein bisschen zu plaudern. Da Sie ziemlich harmlos wirken und noch dazu diesen bezaubernden Hund bei sich haben ...«

Er zuckte die Achseln. »Wie Sie wollen. Aber ich bin nur wegen Tess hier. Wir brauchen nicht spazieren zu gehen. Tess rennt im Wald rum und kommt irgendwann von allein zurück. Ich meine, falls Sie lieber ein bisschen hier sitzen möchten, anstatt zu laufen.«

»Ja, gute Idee. Ich habe nämlich schon einen ordentlichen Marsch hinter mir.«

Er machte eine Kopfbewegung zu dem Baumstamm hin, auf dem er gesessen hatte, bis sie gekommen war. Sie nahmen in gehörigem Abstand voneinander Platz, aber Tess blieb zu Gordons Verwunderung bei ihnen. Sie machte es sich neben Gina bequem und legte leise seufzend den Kopf auf die Vorderpfoten.

»Sie mag Sie«, bemerkte Gordon. »Jeder sehnt sich nach Zuwendung.«

»Wie wahr«, sagte Gina.

Sie klang wehmütig, und er ging darauf ein. Es sei ungewöhnlich, dass jemand in ihrem Alter aufs Land ziehe. Junge

Erwachsene ziehe es für gewöhnlich eher in die entgegengesetzte Richtung.

»Hm, ja. Sie haben sicher recht«, antwortete sie. »Es war eine Beziehung, die ein sehr unangenehmes Ende genommen hat.« Ein Lächeln. »Und so bin ich hier gestrandet. Ich will hier mit schwangeren Jugendlichen arbeiten. Das habe ich bereits in Winchester gemacht.«

»Wirklich?«

»Das scheint Sie zu überraschen. Wieso?«

»Sie wirken selbst kaum älter als eine Jugendliche.«

Sie schob sich die Sonnenbrille auf die Nasenspitze und sah ihn über die Gläser hinweg an. »Flirten Sie etwa mit mir, Mr. Jossie?«, fragte sie.

Er spürte, wie seine Wangen zu glühen begannen. »Entschuldigung, das war nicht meine Absicht.«

»Schade. Ich dachte schon ...« Sie schob sich die Sonnenbrille auf den Kopf und sah ihn geradeheraus an. Ihre Augen waren weder blau noch grün, sondern irgendetwas dazwischen, undefinierbar und interessant.

»Sie erröten ja! Ich habe noch nie einen Mann zum Erröten gebracht. Wie nett! Passiert Ihnen das öfter?«

Ihm wurde noch heißer. Normalerweise führte er keine solchen Gespräche mit Frauen. Er wusste nicht, wie er damit umgehen sollte – weder mit den Frauen noch mit den Gesprächen.

»Ich bringe Sie in Verlegenheit, das tut mir leid. Das wollte ich nicht! Ich ziehe die Leute gern ein bisschen auf – eine schlechte Angewohnheit. Vielleicht können Sie mir ja dabei helfen, es mir abzugewöhnen.«

»Jemanden aufzuziehen, ist in Ordnung«, sagte er. »Ich bin eher ... Ich bin ein bisschen durcheinander. Hauptsächlich ... Na ja, ich decke Dächer.«

»Jeden Tag?«

»So sieht's aus.«

»Und zum Vergnügen? Zur Entspannung? Zur Abwechslung? Was machen Sie da?«

Er deutete mit dem Kinn auf Tess. »Dafür hab ich sie.«

»Hm. Verstehe.« Sie beugte sich vor und kraulte Tess hinter den Ohren, da, wo sie es am liebsten hatte. Wenn Hunde schnurren könnten, hätte sie es getan. Gina schien einen Entschluss gefasst zu haben, denn als sie wieder aufblickte, wirkte sie nachdenklich. »Hätten Sie Lust, mit mir irgendwo auf ein Gläschen einzukehren? Wie gesagt, ich kenne hier niemanden, und da Sie mir nach wie vor harmlos erscheinen und ich auf jeden Fall harmlos bin und da Sie so einen netten Hund haben ... Wie wär's?«

»Ich trinke eigentlich nicht.«

Sie hob die Brauen. »Sie nehmen überhaupt keine Flüssigkeit zu sich? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

Er musste unwillkürlich lächeln, sagte jedoch nichts darauf.

»Ich wollte mir eine Limonade bestellen«, sagte sie. »Ich trinke auch nicht. Mein Vater ... Er war Alkoholiker, deswegen lasse ich die Finger von dem Zeug. Es hat mich in der Schule zu einer Außenseiterin gemacht, aber eher im positiven Sinne. Ich war schon immer gern anders als die anderen.« Sie stand auf und klopfte sich die Hose ab. Auch Tess sprang schwanzwedelnd auf. Es war offensichtlich, dass die Hündin Ginas spontane Einladung bereits akzeptiert hatte, und Gordon blieb nichts anderes übrig, als es ihr nachzutun.

Dennoch zögerte er. Er hielt lieber Abstand von Frauen. Aber sie wollte schließlich nicht mit ihm anbandeln, oder? Und sie wirkte tatsächlich harmlos. Ihr Blick war offen und freundlich.

»In Sway gibt es ein Hotel«, sagte er, doch erst als sie ihn verblüfft ansah, wurde ihm klar, wie diese Bemerkung geklungen haben musste. Mit glühenden Ohren fügte er hastig hinzu: »Ich meine, Sway ist das nächste Dorf von hier, aber dort gibt es keinen Pub. Deswegen gehen alle in die Hotelbar. Dorthin könnten wir gehen. Dort können wir eine Limonade trinken.«

Ihr Gesicht entspannte sich. »Sie sind wirklich ein unglaublich netter Kerl.«

»Wenn Sie sich da mal nicht täuschen.«

»Ich glaube nicht.«

Sie machten sich auf den Weg. Tess lief voraus, und dann, wundersamerweise, blieb sie am Waldrand stehen, wo der Weg abwärts zum Moor führt, ein Anblick, den Gordon nicht so schnell vergessen würde. Wartete sie darauf, dass er die Leine an ihrem Halsband einhakte? Das war noch nie passiert! Er neigte nicht dazu, nach Zeichen Ausschau zu halten, und doch schien das ein Hinweis darauf zu sein, was er als Nächstes zu tun hatte.

Als sie bei der Hündin ankamen, befestigte er die Leine und reichte sie Gina. »Was meinten Sie eigentlich mit ›weder verwandt noch verschwägert?‹«, fragte er, und als sie die Brauen zusammenzog, fügte er hinzu: »Das haben Sie gesagt, als Sie mir Ihren Namen genannt haben.«

Schon wieder dieser Gesichtsausdruck. Es lag etwas Zärtliches darin und noch mehr, und es machte ihn misstrauisch, so sehr es ihn gleichzeitig anzog.

»Charles Dickens«, sagte sie. »Der Schriftsteller. Ich bin nicht mit ihm verwandt.«

»Ach so«, sagte er. »Ich ... Ich lese nicht viel.«

»Nein?« Sie machten sich auf den Weg den Hügel hinunter. Sie hakte sich bei ihm ein, während sie sich von Tess ziehen ließ. »Das werden wir aber ändern müssen.«

JULI

Als Meredith Powell aufwachte und das Datum auf ihrem Digitalwecker sah, registrierte sie innerhalb weniger Sekunden vier Dinge: Es war ihr sechszwanzigster Geburtstag, sie hatte sich einen Tag freigenommen, es war der Tag, für den ihre Mutter der einzigen Enkelin ein Abenteuer in Aussicht gestellt hatte, und somit war dieser Tag die perfekte Gelegenheit, sich bei ihrer besten und ältesten Freundin zu entschuldigen für einen Streit, der dazu geführt hatte, dass sie seit fast einem Jahr keinen Kontakt mehr hatten. Die letzte Erkenntnis war der Tatsache geschuldet, dass diese beste und älteste Freundin am selben Tag Geburtstag hatte wie Meredith selbst. Seit sie sechs Jahre alt gewesen waren, waren sie beide unzertrennlich gewesen, und seit ihrem achten Lebensjahr hatten sie jeden Geburtstag gemeinsam gefeiert. Meredith wusste, wenn sie sich heute nicht mit Jemima versöhnte, würde sie es wahrscheinlich nie tun, und dann würde eine Tradition, die ihr immer am Herzen gelegen hatte, für immer verloren sein. Das wollte sie nicht. Gute Freundinnen fand man nicht alle Tage.

Wie genau diese Versöhnung aussehen sollte, war eine andere Frage, über die Meredith beim Duschen nachdachte. Sie entschied sich für einen Geburtstagskuchen, und zwar einen selbst gebackenen. Sie würde nach Ringwood fahren und Jemima den Kuchen überreichen, sich entschuldigen und eingestehen, dass sie ihrer Freundin unrecht getan hatte. Allerdings würde sie mit keinem Wort Jemimas Lebensgefährten erwähnen, der Auslöser für den Streit gewesen war. Meredith war davon überzeugt, dass dies ohnehin zwecklos wäre. Sie musste sich einfach damit abfinden, dass Jemima in Bezug auf Männer eine unverbesserliche Romantikerin war, wohingegen sie, Meredith, aus Erfah-

rung wusste, dass Männer im Prinzip nur Tiere in Menschengestalt waren. Sie brauchten Frauen als Sexobjekte, Muttertiere und Haushälterinnen. Wenn sie das wenigstens offen zugäben, statt so zu tun, als sehnten sie sich nach etwas anderem, dann könnten Frauen sich wenigstens entscheiden, wie sie ihr Leben gestalten wollten, anstatt sich einzubilden, es ginge um Liebe.

Für das Konzept »Liebe« hatte Meredith nur Verachtung übrig. Sie hatte es ausprobiert und hinter sich gelassen, und das Ergebnis war Cammie Powell: fünf Jahre alt, der Augenstern ihrer Mutter und vaterlos – woran sich voraussichtlich auch nichts mehr ändern würde.

Cammie trommelte gerade mit den Fäusten gegen die Badezimmertür und schrie: »Mummy! Mummy! Oma sagt, wir gehen heute zu den Ottern, und wir essen Eis und Hamburger. Kommst du auch mit? Da gibt's nämlich auch Eulen. Sie sagt, irgendwann gehen wir mal zur Igelklinik, aber da muss man übernachten, und sie sagt, dafür bin ich noch zu klein. Sie denkt, ich würde dich vermissen, das hat sie gesagt, aber du könntest doch einfach mitkommen, oder? Oder, Mummy? Mummy!«

Meredith lachte in sich hinein. Cammie redete immerzu wie ein Wasserfall und hörte meistens erst auf, wenn Schlafenszeit war. Während sie sich abtrocknete, rief sie durch die Badezimmertür: »Hast du schon gefrühstückt, mein Schatz?«

»Nein, hab ich vergessen.« Meredith hörte, wie ihre Tochter mit den Pantoffeln auf dem Fußboden scharrte. »Oma sagt, die haben Junge. Klitzekleine Otter. Sie sagt, wenn die Mutter stirbt oder wenn sie gefressen wird, dann brauchen die Jungen jemanden, der sich um sie kümmert, und das machen die da in dem Park. Im Otterpark. Was für Tiere fressen Otter, Mummy?«

»Keine Ahnung, Cammie.«

»Es muss aber Tiere geben, die Otter fressen. Alle Tiere werden gefressen. Mummy? Mummy?«

Meredith schlüpfte in ihren Morgenmantel und öffnete die Tür. Cammie sah genauso aus, wie ihre Mutter in dem Alter ausgesehen hatte. Sie war zu groß für ihre fünf Jahre und, ebenso

wie Meredith, viel zu dünn. Ein Segen, dachte Meredith, dass Cammie ihrem nichtsnutzigen Vater nicht im Geringsten ähnlich sah. Mehr noch als ein Segen, denn er hatte geschworen, Meredith nie wieder eines Blickes zu würdigen, falls sie so stur sein und die Schwangerschaft durchziehen sollte. »Ich bin verheiratet, Herrgott noch mal, du dummes Luder!«, hatte er sie angebrüllt. »Ich habe bereits zwei Kinder, und das hast du die ganze Zeit gewusst!«

»Gib mir einen Gutenmorgenkuss, Cammie«, sagte Meredith. »Geh schon mal in die Küche. Ich muss einen Kuchen backen. Möchtest du mir helfen?«

»Aber Oma macht gerade Frühstück in der Küche.«

»Es ist bestimmt genug Platz für drei Bäckerinnen.«

Die Küche war sehr geräumig. Während Merediths Mutter am Herd stand und Spiegeleier und Speck briet, machte Meredith sich daran, Kuchen zu backen. Sie hatte zu einer Backmischung gegriffen, was ihrer Mutter eine frotzelnde Bemerkung entlockte, während Meredith den Beutelinhalt in eine Schüssel schüttete.

»Der ist für Jemima«, erklärte Meredith.

»Das ist ja wie Eulen nach Athen tragen«, stichelte Janet Powell.

Das wusste Meredith selber, aber daran ließ sich nun mal nichts ändern. Außerdem kam es nicht auf den Kuchen selbst an, sondern auf die gute Absicht. Und abgesehen davon wäre Meredith, selbst wenn ihr irgendeine Küchenfee die Zutaten verraten hätte, niemals in der Lage gewesen, etwas zustande zu bringen, das dem, was Jemima aus Mehl, Eiern und all den restlichen Zutaten zurechtzauberte, auch nur im Entferntesten geglichen hätte. Warum also sollte sie es überhaupt versuchen? Schließlich ging es nicht um einen Backwettbewerb, sondern um die Rettung einer Freundschaft.

Als Meredith den Kuchen aus dem Ofen zog, waren Oma und Enkelin bereits zu ihrem Otterabenteuer aufgebrochen, und Opa war zur Arbeit gefahren. Meredith hatte sich für einen

Schokoladenkuchen mit Schokoglasur entschieden, und auch wenn er ein bisschen schief geraten und in der Mitte ein klein wenig eingesunken war – dafür hatte man ja schließlich die Glasur. Man brauchte nur reichlich davon auf dem Kuchen zu verteilen, und schon sah er einigermassen passabel aus.

Von der Ofenhitze war es in der Küche so heiß geworden, dass Meredith noch einmal unter die Dusche steigen musste, ehe sie nach Ringwood aufbrach. Dann verhüllte sie ihren mageren Körper wie üblich mit einem knöchellangen Kaftan und trug den Schokoladenkuchen zu ihrem Auto. Vorsichtig stellte sie ihn auf den Beifahrersitz.

Gott, was für eine Hitze, dachte sie. Dabei war es noch nicht einmal zehn Uhr. Sie hatte die Ofenhitze dafür verantwortlich gemacht, dass sie so schwitzte, aber da hatte sie sich offenbar getäuscht. Sie kurbelte die Fenster ihres Wagens herunter und fuhr los. Sie musste sich beeilen, wenn sie nicht wollte, dass von dem Kuchen nur noch eine Schokopfützte übrig blieb.

Bis nach Ringwood war es nicht allzu weit, nur ein kurzes Stück über die A31 bei offenen Fenstern, den Fahrtwind um die Ohren, während ihr Affirmationsband in voller Lautstärke aus dem Kassettenrekorder dröhnte. »Ich will! Ich kann! Ich schaffe es!«, sagte die Stimme, und Meredith konzentrierte sich auf das Mantra. Eigentlich glaubte sie nicht daran, dass so etwas wirklich funktionierte, aber sie war entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um voranzukommen.

Ein Stau vor der Ausfahrt nach Ringwood erinnerte sie daran, dass heute Markttag war. Die Innenstadt würde total überfüllt sein, und jede Menge Leute würden in Richtung Marktplatz strömen, wo einmal pro Woche vor der spätnormannischen Kirche St. Peter und Paul farbenfrohe Verkaufsstände aufgebaut wurden. Und nicht nur Einheimische, sondern auch jede Menge Urlauber würden sich durch die Stadt drängeln, denn um diese Jahreszeit fielen die Touristen wie Heuschrecken in den New Forest ein: Camper, Wanderer, Radfahrer, Amateurfotografen und sonstige Naturbegeisterte.

Meredith warf einen Blick auf ihren Schokoladenkuchen. Es war ein Fehler gewesen, ihn auf den Beifahrersitz zu stellen statt auf den Boden. Die Sonne brannte gnadenlos darauf, was der Glasur nicht eben zum Wohl gereichte.

Meredith musste zugeben, dass ihre Mutter recht gehabt hatte: Was in aller Welt hatte sie sich dabei gedacht, Jemima ausgerechnet einen Kuchen schenken zu wollen? Tja, jetzt war es zu spät, sich etwas anderes zu überlegen. Vielleicht konnten sie gemeinsam darüber lachen, wenn sie es endlich mit dem Kuchen zu Jemimas Laden geschafft hatte, der sich *Cupcake Queen* nannte und in der Hightown Road lag. Tatsächlich hatte Meredith wesentlich dazu beigetragen, dass Jemima das Ladenlokal gefunden hatte.

Die Häuser in der Hightown Road bildeten eine bunte Mischung, was die gewundene Straße zu einer perfekten Adresse für die *Cupcake Queen* gemacht hatte. Auf der einen Straßenseite standen hübsche Reihenhäuser aus rotem Backstein mit Rundbogentüren, Erkerfenstern und Dachgauben, deren Giebel mit weißem Holzschnitzwerk verziert waren. Am Ende der Straße befand sich das *Railway Hotel*, ein altes Gasthaus mit farbenprächtig blühenden Hängepflanzen in den Blumenkästen unter den Fenstern. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es diverse Kfz-Betriebe und ein Autohaus, wo Fahrzeuge mit Allradantrieb angeboten wurden, außerdem einen Friseurladen und einen Waschsalon. Als Meredith damals gleich nebenan im Fenster eines leeren Ladenlokals das verstaubte »Zu vermieten«-Schild entdeckt hatte, hatte sie sofort an Jemima gedacht, deren selbst gebackene Törtchen den gesamten Freundeskreis zu Jubelrufen hinrissen. »Jem, das wird großartig laufen«, hatte Meredith zu ihr gesagt. »Dann kann ich in der Mittagspause immer zu dir rüberkommen, und wir können zusammen ein Sandwich essen.« Außerdem sei die Zeit reif, hatte sie ihrer Freundin erklärt. Wollte sie ihre Törtchen für immer in der Küche ihres kleinen Häuschens backen oder endlich den Sprung ins kalte Wasser wagen? »Du schaffst das, Jem! Ich glaube an dich.« Zumindest

in Bezug auf ihren geschäftlichen Erfolg, dachte sie bei sich. In persönlichen Dingen traute sie Jemima wesentlich weniger zu.

Sie hatte ihre Freundin nicht lange überreden müssen, und Jemimas Bruder hatte ihr einen Teil des nötigen Kapitals zur Verfügung gestellt, ganz wie Meredith es erwartet hatte. Doch kurz nachdem Jemima den Mietvertrag unterschrieben hatte, war ihre Freundschaft aufgrund eines heftigen und dummen Streits über das, was Meredith als Jemimas blinde Bedürftigkeit nach einem Mann bezeichnete, abrupt abgekühlt. »Du nimmst doch jeden, der dir schöne Augen macht«, hatte Meredith Jemima entgegengeschleudert und deutlich ihre Meinung über Jemimas derzeitigen Partner geäußert, einen von vielen, die in Jemimas Leben getreten und wieder gegangen waren. »Komm schon, Jem! Jeder, der Augen im Kopf hat, sieht doch, dass mit dem Kerl etwas nicht stimmt.« Nicht gerade die feine Art, einen Mann zu beurteilen, den die beste Freundin zu heiraten beabsichtigte. Schlimm genug, dass sie mit ihm zusammenlebte, fand Meredith. Aber sich für ewig an ihn binden zu wollen, war etwas ganz anderes.

Sie hatte also nicht nur Jemima beleidigt, sondern auch den Mann, den Jemima zu lieben vorgab. Und so hatte Meredith nie die Früchte von Jemimas Plackerei gesehen, nachdem die *Cupcake Queen* eröffnet wurde.

Bedauerlicherweise konnte sie die Ergebnisse dieser Bemühungen auch jetzt nicht bewundern. Denn als Meredith mit dem Schokoladenkuchen – der inzwischen so aussah, als würde die Schokolade tatsächlich schwitzen, was kein gutes Zeichen sein konnte – aus ihrem Auto stieg und ihr Versöhnungsgeschenk über die Straße trug, fand sie die Ladentür verriegelt und die Fenstersimse verdreht vor. Und das, was sie durch die Fenster erkennen konnte, sah ganz nach einem Geschäft aus, das pleitegegangen war. An einer Wand stand ein leeres Regal, davor eine verstaubte Verkaufstheke und eine altmodische Etagere, auf der weder Küchengeräte noch Backwaren lagen. Wie lange war es her, dass Jemima den Laden eröffnet hatte? Zehn Mo-

nate? Sechs? Acht? Meredith konnte sich nicht genau erinnern, aber was sie vor sich sah, gefiel ihr überhaupt nicht. Es fiel ihr schwer zu glauben, dass Jemimas Geschäft so schnell den Bach runtergegangen war. Selbst als sie noch in der heimischen Küche gebacken hatte, hatte Jemima bereits eine Menge Stammkunden gehabt, die bei ihr bestellt hatten, und die wären ihr doch sicherlich nach Ringwood gefolgt. Was also war passiert?

Meredith beschloss, die Person aufzusuchen, die ihr das alles am ehesten würde erklären können. Sie hatte ihre eigene Theorie zu dem Thema, aber sie wollte gewappnet sein, wenn sie Jemima gegenübertrat.

Meredith fand Lexie Streener im Friseurladen *Jean Michel's* in der High Street. Zuerst war sie zu der jungen Frau nach Hause gegangen. Lexies Mutter hatte ihre Arbeit unterbrochen – sie war gerade dabei gewesen, eine Abhandlung über die dritte Seligpreisung zu tippen –, und sie hatte sich lang und breit darüber ausgelassen, was es bedeutete, zu den Sanftmütigen zu gehören. Als Meredith nicht locker gelassen hatte, hatte sie ihr schließlich verraten, dass Lexie zurzeit im *Jean Michel's* den Kundinnen die Haare wusch. »Es gibt gar keine Jean Michel«, sagte sie streng. »Das ist eine glatte Lüge, und das verstößt gegen Gottes Gebote.«

Im Friseurladen bearbeitete Lexie gerade mit Inbrunst den Kopf einer dicken Frau, die bereits mehr als genug Sommer Sonne getankt hatte und definitiv zu viel Fleisch zeigte, um diese besorgniserregende Tatsache zur Schau zu stellen. Während Meredith wartete, fragte sie sich, ob Lexie vorhatte, eine Friseurlehre zu machen. Sie konnte nur hoffen, dass dies nicht der Fall war, denn wenn die Frisur des Mädchens irgendetwas über ihr Talent auf diesem Gebiet verriet, dann würde niemand, der bei Sinnen war, sie auch nur in die Nähe seines Kopfs lassen – zumindest nicht, solange sie mit Schere oder Haarfärbemittel bewaffnet war. Ihre Haare waren pink, blond und blau und entweder raspelkurz geschnitten – unwillkürlich drängte sich

die Assoziation mit Kopfläusen auf – oder einfach abgebrochen nach all der Misshandlung durch Bleichmittel und Farbe.

»Sie hat mich irgendwann angerufen«, sagte Lexie, als Meredith sie endlich für sich allein hatte. Sie hatte warten müssen, bis Lexie Pause machte, und es hatte sie eine Cola gekostet, aber das war in Ordnung, sofern diese minimale Investition ihr maximale Information einbrachte. »Ich dachte, ich wär fleißig gewesen und alles, aber dann ruft sie mich auf einmal an und sagt, ich brauch am nächsten Tag nich mehr zur Arbeit zu kommen. Ich hab sie gefragt, ob ich was falsch gemacht hätte, vielleicht zu nah an der Tür 'ne Kippe geraucht oder so, aber sie sagt nur ... na ja ... »Nein, es hat nichts mit dir zu tun.« Also nehm ich an, es hat was mit meinen Eltern zu tun, mit diesem ganzen Bibelgetue, wissen Sie, und diesem Zeug, was meine Mum dauernd schreibt. Vielleicht hat sie ihr mal so 'nen Zettel unter den Scheibenwischer geklemmt. Aber sie sagt nur: »Es hat mit mir zu tun, nicht mit dir. Und auch nicht mit deinen Eltern. Es hat sich alles geändert.« Ich hab gefragt, was denn, aber das wollte sie mir nich sagen. Sie hat gesagt, es tut ihr leid, und ich soll sie nich weiter fragen.«

»Ist das Geschäft schlecht gelaufen?«, wollte Meredith wissen.

»Nee, ich glaub nich. Es waren immer Leute da, die was gekauft haben. Wenn Sie mich fragen, ich fand es total komisch, dass sie dichtmachen wollte, is doch klar. Also hab ich sie 'ne Woche drauf noch mal angerufen. Oder vielleicht später, weiß ich nich mehr genau. Ich hab sie auf ihrem Handy angerufen, aber da is nur die Mailbox angesprungen. Ich hab ihr Nachrichten hinterlassen, mindestens zwei. Aber sie hat mich nicht ein einziges Mal zurückgerufen, und als ich's dann noch mal versucht hab, da war ... überhaupt kein Ton. Als hätte sie ihr Handy verloren oder so.«

»Hast du auch bei ihr zu Hause angerufen?«

Lexie schüttelte den Kopf. Sie knibbelte an einer verschorften Wunde an ihrem Arm. Sie fügte sich selbst Schnittwunden zu, das wusste Meredith, denn Lexies Tante gehörte die Firma für

Grafikdesign, bei der Meredith so lange arbeiten wollte, bis sie in die Branche einsteigen konnte, die sie wirklich interessierte, nämlich Stoffdesign, und da Meredith Lexies Tante sehr bewunderte und da Lexies Tante sich ständig Sorgen um Lexie machte und über sie redete und sich fragte, ob es nicht irgendeine Möglichkeit gebe, Lexie dazu zu verhelfen, dass sie wenigstens ein paar Stunden täglich aus dem Haus kam und weg von ihren halb durchgedrehten Eltern, hatte Meredith Lexie irgendwann ihrer Freundin Jemima empfohlen, als die eine Mitarbeiterin suchte. Geplant war, dass Lexie Jemima erst bei der Einrichtung des Ladens und dann hinter der Theke helfen sollte. Jemima konnte nicht alles allein bewältigen, Lexie brauchte den Job, und Meredith wollte bei ihrer Chefin punkten. Es schien das perfekte Arrangement zu sein.

Aber irgendetwas war offenbar schiefgelaufen. Meredith fragte: »Du hast also nicht mit ... *ihm* gesprochen? Sie hat nichts von zu Hause erzählt? Und du hast sie auch nicht dort angerufen?«

Lexie schüttelte den Kopf. »Ich dachte einfach, sie wollte mich nicht haben«, sagte sie. »Die meisten wollen mich nicht haben.«

Also musste Meredith zu Jemima nach Hause fahren. Etwas anderes blieb ihr nicht übrig. Die Vorstellung gefiel ihr nicht sonderlich, denn es bedeutete, dass Jemima bei dem bevorstehenden Gespräch im Heimvorteil sein würde. Aber wenn sie sich wirklich mit ihrer Freundin versöhnen wollte, dann musste sie alles tun, was dazu erforderlich war.

Jemima wohnte mit ihrem Lebensgefährten Gordon Jossie zwischen Sway und Mount Pleasant. Dort hatten sie es mit viel Glück irgendwie geschafft, an Gemeindeland zu kommen. Zugegeben, es war nicht besonders viel Land, aber fünf Hektar waren auch nicht zu verachten. Mehrere Gebäude standen auf dem Grundstück: ein altes Fachwerkhäus, eine Scheune und ein Schuppen. Es gab einige uralte Pferdekoppeln, wo man Ponys

unterbringen konnte, falls sie im Winter Pflege benötigten. Der Rest war ungenutztes Land, größtenteils Heidelandschaft, die an ein Waldgebiet grenzte, das aber nicht zu dem Grundstück gehörte.

Die Gebäude standen im Schatten von Kastanien, die vor Ewigkeiten gekappt worden waren. Äste wuchsen in ungefähr zwei Metern Höhe aus den wulstigen Narben der Amputationen, die die Bäume einst vor den hungrigen Mäulern von Tieren bewahrt hatten. Die Kastanien waren wunderbar: Im Sommer sorgten sie rund ums Haus für Kühle und erfüllten die Luft mit berauschendem Duft.

Meredith fuhr an der Weißdornhecke entlang und bog in die kiesbedeckte Einfahrt ein, die sich als helle Linie zwischen dem Haus und der Westkoppel hinzog. Neben dem Haus standen ein rostiger schmiedeeiserner Tisch, vier Stühle, ein Teewagen und Blumentöpfe mit üppigen Farnen. Auf dem Tisch standen Kerzen in hübschen Kerzenhaltern, und auf den Stühlen lagen bunt geblünte Kissen – ein malerischer Essplatz wie aus einem Hochglanz-Einrichtungsmagazin. Das passte überhaupt nicht zu Jemima, dachte Meredith, und sie fragte sich, wie sehr sich ihre Freundin in den Monaten, seit sie sich zum letzten Mal gesehen hatten, verändert haben musste.

Sie hielt vor dem Haus, ganz in der Nähe des nächsten Anzeichens von Veränderung: einem Mini Cooper – einem neueren Modell, knallrot mit weißen Streifen, blitzsauber, die Chromteile blank poliert und das Verdeck heruntergeklappt. Der Anblick des Autos versetzte Meredith einen Stich. Der Wagen, in dem sie selbst hergekommen war, ein alter Polo, wurde von Klebeband und Träumen zusammengehalten, und sein Beifahrersitz bekam gerade eine Portion Schokoladenguss eines windschiefen Kuchens ab.

Der Kuchen war wirklich ein absolut lächerliches Geschenk, dachte Meredith. Sie hätte auf ihre Mutter hören sollen. Nicht dass sie je auf ihre Mutter gehört hätte – eine Erkenntnis, die sie umso mehr an Jemima erinnerte, die jedes Mal, wenn Meredith

sich über die gute Frau beklagte, zu ihr gesagt hatte: »Wenigstens *hast* du eine Mutter.«

Plötzlich fehlte ihr Jemima mehr denn je, und so nahm sie ihren ganzen Mut zusammen, schnappte sich den Kuchen und trat vor die Haustür. Nicht die Vordertür – die hatte sie nie benutzt –, sondern die Hintertür, von der aus man durch einen kleinen Anbau, wo die Waschmaschine stand, in den Hof gelangte, der vom Haus, der Scheune, dem Schuppen, einem Weg und der Ostkoppel eingerahmt wurde.

Auf ihr Klopfen kam keine Reaktion und auch nicht, als sie rief: »Jem? Hallo? Geburtstagskind! Wo bist du?« Sie wollte gerade eintreten – in diesem Teil der Welt verriegelte niemand je seine Türen –, den Kuchen auf den Küchentisch stellen und einen Zettel mit einem Gruß dazulegen, als sie jemanden rufen hörte: »Hallo? Kann ich Ihnen helfen? Ich bin hier drüben!«

Es war nicht Jemima, das erkannte Meredith an der Stimme, ohne sich umzudrehen. Und als sie es tat, sah sie eine junge Blondine um die Scheune herumkommen, die einen Strohhut ausschüttelte und sich dann auf den Kopf setzte. »Verzeihung«, sagte die junge Frau. »Ich war gerade bei den Pferden. Aus irgendeinem Grund jagt dieser Hut ihnen Angst ein, deswegen nehme ich ihn ab, wenn ich mich der Koppel nähere.«

Hatten Gordon und Jemima eine Aushilfe eingestellt? Aufgrund der Rechte, die mit dem Gemeindeland einhergingen, durften sie wilde Ponys halten, waren jedoch auch ausdrücklich dazu verpflichtet, die Tiere zu versorgen, wenn sie aus irgendeinem Grund im West Forest nicht genug Nahrung fanden. So sehr, wie sein Job Gordon in Anspruch nahm, und bei allem, was Jemima mit ihrer Bäckerei um die Ohren hatte, war es gut denkbar, dass sie jemanden zur Unterstützung brauchten, wenn sie Ponys pflegen mussten.

Andererseits sah die Frau nicht aus wie jemand, der Stallarbeiten erledigte. Sie trug zwar Jeans, aber von der Designersorte, die ihre Kurven betonte, wie man es von Filmstars kannte. Ihre Lederstiefel waren modisch und frisch gewienert und nicht dazu

gedacht, im Mist herumzutrampeeln. Sie hatte eine karierte Bluse an, aber die Ärmel waren hochgekrempeelt, sodass ihre gebräunten Unterarme zur Geltung kamen, und sie hatte den Kragen elegant hochgeschlagen. Sie sah aus, wie jemand sich ein Mädchen vom Land vorstellen mochte, aber ganz und gar nicht wie eine echte Landfrau.

»Hallo.« Meredith fühlte sich unbehaglich. Sie und die Blondine waren etwa gleich groß, aber damit hatte es sich auch schon mit den Ähnlichkeiten. Diese Vision des Landlebens in Hampshire, die auf sie zukam, war Meredith vollkommen fremd. In ihrem knöchellangen Kaftan kam sie sich vor wie eine in einen Vorhang gewickelte Giraffe.

»Verzeihung. Ich fürchte, ich blockiere Ihr Auto.« Mit einer Kopfbewegung deutete sie in Richtung ihres Polo.

»Kein Problem«, sagte die Frau. »Ich habe nicht vor wegzufahren.«

»Nein?« Meredith war gar nicht erst auf die Idee gekommen, dass Jemima und Gordon umgezogen sein könnten, aber das schien der Fall zu sein. »Wohnen Gordon und Jemima denn nicht mehr hier?«

»Gordon wohnt noch hier«, antwortete die Frau. »Aber wer ist Jemima?«

Bei der Betrachtung dessen, was mit John Dresser geschah, spielt der Kanal eine entscheidende Rolle. Als Teil des Verkehrswegenetzes aus dem neunzehnten Jahrhundert, auf dem Güter quer durch das Vereinigte Königreich transportiert wurden, teilt dieser spezielle Abschnitt des Midlands Trans-Country Canal, der für uns von Interesse ist, die Stadt und hat auf diese Weise gegensätzliche sozioökonomische Stadtviertel geschaffen. Der Kanal verläuft auf einer Länge von mehr als einem Kilometer entlang der nördlichen Grenze der Gallows. Wie bei den meisten Kanälen in Großbritannien ermöglicht ein Treidelpfad Fußgängern und Radfahrern Zugang zum Kanal, und daran entlang stehen Häuser und Gebäude mit Blick aufs Wasser.

Die Vorstellung von einem Kanal und dem Leben am Wasser mag romantische Gefühle wecken, aber der besagte Abschnitt des Midlands Trans-Country Canal bietet nur wenig Anlass dazu. In der schmierigen Kloake leben weder Enten, Schwäne noch sonstige Tiere, und entlang des Treidelpfads wachsen weder Schilf noch Weiden, Wildblumen oder andere Pflanzen. Die Ufer sind vielmehr übersät von angeschwemmtem Müll, und über dem Wasser liegt ein fauliger Gestank, der auf defekte Abwasserrohre schließen lässt.

Der Kanal diente den Bewohnern der Gallows bereits seit geraumer Zeit als Deponie für jede Art von Sperrmüll. Als Michael Spargo, Reggie Arnold und Ian Barker dort gegen 9:30 Uhr eintrafen, entdeckten sie einen Einkaufswagen im Wasser und begannen, mit Steinen, Flaschen und Ziegeln, die sie vom Weg klaubten, danach zu werfen. Es scheint Reggies Idee gewesen zu sein, dorthin zu gehen. Ian lehnte zunächst mit dem Argument ab, die beiden anderen wollten nur »dorthin, um sich gegenseitig zu wischen oder es wie die Köter zu treiben«, wobei er zweifellos Vorgänge zitierte, die er im Schlafzimmer seiner Mutter hatte mit ansehen müssen. Reggie zu-

folge hänselte Ian Michael überdies wegen seines rechten Auges. (Aufgrund einer Schädigung der Wangennerven, verursacht durch die bei seiner Geburt verwendete Zange, war Michaels rechtes unteres Augenlid gelähmt, sodass es herunterhing und das Auge nicht synchron mit dem linken blinzelte.) Reggie gab an, er habe »Ian ordentlich die Meinung gesagt«, woraufhin die Jungen sich anderen Dingen zuwandten und auf der Suche nach Gelegenheiten für andere Streiche weiterzogen.

Da die Gärten der Häuser entlang des Treidelpfads nur durch teils schadhafte Holzzäune geschützt waren, fiel es den Jungen leicht, auf die Grundstücke zu gelangen. In einem Garten rissen sie Wäschestücke von der Leine und warfen sie in den Kanal. In einem anderen entdeckten sie einen Rasenmäher, den dasselbe Schicksal ereilte. (»Der war eh total verrostet«, so Michael.)

Möglicherweise brachte ein Kinderwagen sie schließlich auf die Idee zu ihrem fatalen Plan. Sie entdeckten ihn auf der Terrasse eines der Reihenhäuser. Im Gegensatz zu dem Rasenmäher war der Kinderwagen jedoch nicht nur neu – an ihm tanzte überdies ein metallblauer Luftballon mit dem Aufdruck: »Es ist ein Junge!« Die drei wussten natürlich, dass sich dies auf ein Neugeborenes bezog.

In den Besitz des Kinderwagens zu gelangen, erwies sich als vergleichsweise schwierig, weil der Zaun zu diesem Reihnhaus intakt war. Die Vermutung scheint berechtigt, dass von dem Punkt an die Situation eskalierte, als zwei der Jungen (Ian und Reggie, laut Michael; Ian und Michael, laut Reggie; Reggie und Michael, laut Ian) hinüberkletterten, den Kinderwagen stahlen, ihn über den Zaun wuchteten und auf den Weg warfen. Dort schoben sie sich gegenseitig in dem Wagen herum, bis sie des Spiels überdrüssig wurden und den Wagen in den Kanal warfen.

Aus Michael Spargos Verhör geht hervor, dass Ian Barker zu diesem Zeitpunkt meinte: »Pech, dass kein Baby drin war. Das hätte 'nen schönen Platscher gemacht.« Ian Barker leugnete das. Als Reggie Arnold danach gefragt wurde, kreischte er hysterisch: »Da war nie 'n Baby! Mum, da war kein Baby!«

Michaels Aussage zufolge äußerte Ian im weiteren Verlauf, »wie

geil es wär, irgendwo 'n Baby herzukriegen«. Sie könnten es, so sein Vorschlag, »zur Brücke über der West Town Road mitnehmen und von da kopfüber auf die Straße fallen lassen. Da würden das Blut und das Hirn nur so spritzen. Das hat er gesagt«, berichtete Michael. Er beharrte wiederholt darauf, gegen diese Idee protestiert zu haben, so als ahnte er, wohin das Verhör durch die Polizei führen würde.

Schließlich verloren die Jungen die Lust, noch weiter am Kanal zu spielen. Ian Barker, so gab Michael gegenüber der Polizei an, sei derjenige gewesen, der vorschlug »abzuhauen« und in die Barriers zu gehen.

Es ist bemerkenswert, dass keiner der Jungen leugnete, an jenem Tag in dem Einkaufszentrum gewesen zu sein, auch wenn alle wiederholt ihre Geschichte änderten, sobald die Rede davon war, was sie dort getan hatten.

Die Einkaufspassage West Town Road Arcade wird im Volksmund schon so lange nur »Barriers« genannt, dass sich kaum noch jemand an den ursprünglichen Namen erinnert. Der Name kam auf, weil das Einkaufszentrum eine Art Barriere zwischen der trostlosen Welt der Gallows und einem bürgerlichen Viertel aus Ein- und Zweifamilienhäusern bildet, zu dem die Siedlungen Windsor, Mountbatten und Lyon Housing Estates gehören.

Von den vier Eingängen des Einkaufszentrums werden vorwiegend die beiden benutzt, die den Bewohnern der Gallows und denjenigen des Windsor Estate am nächsten liegen. Die Geschäfte an diesen Eingängen lassen auf deprimierende Weise Rückschlüsse auf ihre Kundenschaft zu. Auf der Seite der Gallows beispielsweise finden sich ein William-Hill-Wettbüro, zwei Spirituosengeschäfte, ein Tabakladen, ein Ramschladen und mehrere Schnellrestaurants, die Fish and Chips, Backkartoffeln und Pizza anbieten. Auf der zum Windsor Estate gelegenen Seite dagegen gibt es einen Marks & Spencer, Boots, Russell and Bromley, Accessorize und Ryman's sowie kleine Einzelhandelsgeschäfte für Unterwäsche, Süßwaren, Tee und Bekleidung. Natürlich kann jeder das Einkaufszentrum von den Gallows her betreten, die Passagen durchwandern und einkaufen, wo es ihm beliebt. Allgemein

gilt jedoch: Wer der Arbeiterklasse angehört, arm ist oder Sozialhilfe bezieht, wird sein Geld in erster Linie für cholesterinhaltiges Essen, Tabak, Alkohol oder fragwürdige Wetten ausgeben.

Alle drei Jungen sagten übereinstimmend aus, dass sie nach Betreten des Einkaufszentrums zielstrebig die Spielothek im Zentrum der Passage aufsuchten. Sie hatten zwar kein Geld, aber das hielt sie nicht davon ab, den Jeep im »Lets Go Jungle«-Videospiel zu fahren und den »Ocean Hunter« auf der Suche nach Haien »zu fliegen«. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache interessant, dass diese interaktiven Videospiele nur für zwei Spieler angelegt sind. Da die Jungen, wie bereits erwähnt, kein Geld hatten, taten sie nur so, als würden sie spielen, wobei Michael und Reggie die Joysticks bedienten und Ian das Nachsehen hatte. Er behauptete, es habe ihn nicht gestört, ausgeschlossen zu sein. Alle drei beteuerten, es habe ihnen nichts ausgemacht, dass sie kein Geld für die Spielothek hatten. Aber man fragt sich unwillkürlich, ob der Tag vielleicht anders verlaufen wäre, hätten die Jungen die Möglichkeit gehabt, ihre Neigungen mithilfe gewalttätiger Videospiele zu sublimieren. (Ich möchte nicht behaupten, dass Videospiele als Erziehungersatz dienen könnten oder sollten, aber als Ventil für diese Jungen mit mangelndem Verstand und noch weniger Bewusstsein von ihren Störungen hätten sie durchaus hilfreich sein können.)

Dem Besuch in der Spielothek wurde jedoch ein abruptes Ende gesetzt, als jemand vom Sicherheitspersonal sie bemerkte und verscheuchte. Schließlich war noch Schulzeit (die Überwachungskameras geben als Zeit 10:30 Uhr an), und der Angestellte drohte ihnen, die Polizei zu rufen und die Schule zu verständigen, falls sie sich noch ein Mal dort blicken ließen. Der Polizei gegenüber sagte der Mann aus, er habe »die Rotzlöffel nicht mehr wiedergesehen«, was vermutlich nicht der Wahrheit entspricht, sondern ein Versuch war, sich von Schuld und Verantwortung freizusprechen. Denn die Jungen gaben sich nicht die geringste Mühe, sich vor ihm zu verstecken, nachdem sie den Spielsalon verlassen hatten, und hätte er seine Drohung wahr gemacht, wären sie nie auf den kleinen John Dresser gestoßen.

John Dresser – oder Johnny, wie er von der Boulevardpresse genannt wurde – war zweieinhalb Jahre alt. Er war das einzige Kind von Alan und Donna Dresser, und an Werktagen wurde er normalerweise von seiner achtundfünfzigjährigen Großmutter gehütet. Er konnte schon gut laufen, aber wie viele männliche Kleinkinder lernte er nur langsam sprechen. Sein Wortschatz bestand hauptsächlich aus »Mama«, »Pa« und »Lolly« (der Hund der Familie). Seinen eigenen Namen konnte er nicht sagen.

An diesem Tag war seine Großmutter nach Liverpool zu einem Spezialisten gefahren, um ihre drastisch schlechter werdenden Augen untersuchen zu lassen. Da sie nicht selbst Auto fahren konnte, ließ sie sich von ihrem Mann dorthin bringen. So waren Alan und Donna Dresser bei der Betreuung ihres Kindes auf sich gestellt. Wenn dies der Fall war (was hin und wieder vorkam), wechselten sie sich bei dieser Aufgabe ab, da es schwierig war, sich dafür einen Tag freizunehmen. (Donna Dresser war damals Chemielehrerin an einer weiterführenden Schule, Alan arbeitete als Jurist für Immobilienangelegenheiten.)

Die Dressers waren in jeder Hinsicht gute Eltern, und John war ein lang ersehntes Wunschkind. Während der Schwangerschaft, die Donna lange verwehrt geblieben war, hatte die junge Frau sich sehr geschont und alles getan, um ein gesundes Kind zur Welt zu bringen. Auch wenn sie von der Öffentlichkeit scharf kritisiert wurde, weil sie als berufstätige Mutter das Kind an jenem Tag in die Obhut ihres Mannes gegeben hatte, kann kein Zweifel daran bestehen, dass sie John eine liebevolle Mutter war.

Alan Dresser nahm den Kleinen gegen Mittag mit in die Barriers. Er setzte John in den Buggy und ging die achthundert Meter von zu Hause dorthin zu Fuß. Die Dressers wohnten im Mountbatten Housing Estate. In dieser exklusivsten und vom Einkaufszentrum am weitesten entfernt liegenden Siedlung hatten die Dressers vor Johns Geburt eine Vierzimmerdoppelhaushälfte gekauft. Am Tag von Johns Verschwinden waren sie noch immer dabei, eines der beiden Bäder zu renovieren. Der Polizei gegenüber erklärte Alan Dresser, er sei auf die Bitte seiner Frau hin zu Stanley Wallingford's gegangen, einem kleinen Laden für Malerbedarf im zu den Gallows hin gelegenen Teil des

Einkaufszentrums, um Farbproben zu besorgen. Außerdem habe er mit seinem Sohn »ein bisschen frische Luft schnappen« wollen, ein verständliches Bedürfnis nach zwei Wochen Regen.

In dem Malergeschäft versprach Alan Dresser seinem Sohn, mit ihm zu McDonald's zu gehen. Dies scheint zumindest zum Teil dem Versuch geschuldet gewesen zu sein, den kleinen Jungen zu beruhigen, eine Annahme, die durch die Aussage des Angestellten in dem Malergeschäft gestützt wird, der angab, John habe unüberhörbar gequengelt und in seinem Buggy herumgezappelt, während sein Vater sich die Farbproben geben ließ und verschiedene für die Renovierung notwendige Materialien kaufte. Als die beiden schließlich bei McDonald's eintrafen, war John außer Rand und Band und der Vater mit seiner Geduld am Ende. Alan Dresser war nicht grundsätzlich abgeneigt, seinem Sohn »einen Klaps auf den Po zu geben«, wenn dieser sich in der Öffentlichkeit nicht ordentlich benahm. Die Tatsache, dass er dabei beobachtet wurde, wie er vor der McDonald's-Filiale seinem Sohn einen kräftigen Schlag auf den Hintern verpasste, führte zu einer Verzögerung bei den Ermittlungen, nachdem John verschwunden war, wenn auch nicht anzunehmen ist, dass die Ereignisse des Tages durch eine sofortige Suche nach dem Jungen einen anderen Verlauf genommen hätten.

Während Ian Barker im Verhör erklärte, es habe ihn nicht gestört, dass er bei den imaginären Videospiele ausgeschlossen worden war, behauptete Michael Spargo, Ian habe deswegen die beiden anderen »bei dem Wachmann verpiffen« – eine Anschuldigung, die Ian entschieden bestritt. Aber auf welche Weise auch immer der Angestellte auf die drei aufmerksam wurde: Sie entzogen sich seiner weiteren Beobachtung, indem sie flüchteten und in den Ramschladen weiterzogen.

Auch heute noch wird in diesem Laden von Kleidung bis hin zu Tee alles zu Schleuderpreisen verkauft. Die Gänge sind eng, die Regale hoch, Wühltische quellen über mit Socken, Schals, Handschuhen und Schlüpfern. Im Angebot befinden sich Lebensmittel mit abgelaufenem Verfallsdatum, billige Imitate, Waren zweiter Wahl und chinesische

Importe, und es scheint keine Warenbestandskontrolle stattzufinden, außer dass der Ladeninhaber ein offenbar perfektes System entwickelt hat, sich sein Sortiment zu merken.

Michael, Ian und Reggie betraten den Laden mit der Absicht, etwas zu stehlen, vermutlich um sich für den Rauswurf aus der Spielothek schadlos zu halten. Das Geschäft verfügte über zwei Videokameras, die allerdings bereits seit zwei Jahren nicht mehr funktionstüchtig waren. Dies war bei den Kindern der angrenzenden Viertel, die den Laden regelmäßig heimsuchten, allgemein bekannt. Ian Barker trieb sich sogar so häufig dort herum, dass der Eigentümer ihn kannte, wenn auch nur mit Vornamen.

In dem Laden stahlen die Jungen eine Haarbürste, eine Tüte mit Feuerwerkskörpern und ein Paket Filzstifte. Dies scheint jedoch entweder nicht ausgereicht zu haben, ihre Aggressionen zu befriedigen, oder es bot ein zu geringes Maß an Nervenkitzel, sodass sie nach Verlassen des Ladens als Nächstes einen Imbissstand im Zentrum der Passage ansteuerten. Dem Besitzer, einem siebenundfünfzigjährigen Sikh namens Wallace Gupta, war Reggie Arnold bereits seit Längerem bekannt. Die Befragung Mr. Guptas – die erst zwei Tage später durchgeführt wurde, was einiges zu denken gibt – ergab, dass er die Jungen aufforderte, augenblicklich zu verschwinden, andernfalls werde er den Sicherheitsdienst verständigen, woraufhin er von den Jungen im Gegenzug als »Paki«, »Wichser«, »Stricher«, »Ficker« und »Turbanarsch« beschimpft wurde. Als die drei sich nicht von der Stelle rührten, nahm Mr. Gupta aus einem Fach unter seiner Kasse eine mit Bleichmittel gefüllte Sprühflasche – die einzige Waffe, mit der er sich verteidigen oder die Jungen vertreiben konnte. Die Jungen, wie Ian Barker stolz zu Protokoll gab, lachten den Mann aus und schnappten sich fünf Tüten Kartoffelchips (von denen später eine auf dem Gelände des Dawkins-Gebäudes gefunden wurde), was Mr. Gupta veranlasste, seine Drohung wahr zu machen. Er betätigte die Sprühflasche, und das Bleichmittel traf Ian Barker an Wange und Auge, Reggie Arnold an der Hose und Michael Spargo an Hose und Anorak.

Michael und Reggie begriffen schnell, dass ihre Schulhosen so gut wie ruiniert waren, dennoch reagierten sie auf Mr. Guptas Angriff bei

Weitem nicht so heftig wie Ian. »Der wollte den Paki fertigmachen«, erklärte Reggie Arnold bei seinem Verhör. »Der is total durchgedreht. Er wollte alles kurz und klein schlagen, aber ich hab ihn aufgehalten, ehrlich« – eine Behauptung, die jedoch durch keinerlei Tatsachen gestützt wird.

Es ist allerdings zu vermuten, dass Ian Schmerzen hatte, und unfähig, mit der Situation angemessen umzugehen (offenbar suchten die Jungen keine öffentliche Toilette auf, um das Bleichmittel von Ians Gesicht zu waschen), machte er Reggie und Michael für seine missliche Situation verantwortlich.

Vielleicht um Ians Wut zu besänftigen und nicht am Ende noch Prügel von ihm zu beziehen, machte Reggie ihn auf die Zoohandlung Jones-Carver aufmerksam, in deren Schaufenster drei Perserkätzchen auf einer Kletterlandschaft herumtollten. Auf die Frage, was ihn zu den Katzen hingezogen habe, reagierte Reggie ausweichend, behauptete jedoch später, Ian habe vorgeschlagen, eines der Kätzchen zu stehlen, um sich damit »ein bisschen Spaß« zu machen. Ian stritt dies während des Verhörs ab. Michael Spargo dagegen berichtete, Ian habe gesagt, sie könnten die Katze »an ein Brett nageln wie Jesus« oder ihr den Schwanz abschneiden. »Er meinte, das wär doch geil, das hat er gesagt.« Es ist kaum noch zu ermitteln, wer in dieser Situation was vorgeschlagen hat, denn je näher das Thema John Dresser rückt, umso unpräziser werden die Aussagen.

Folgendes ist bekannt: An die Tiere war nicht heranzukommen, da es sich um wertvolle Rassekatzen handelte, die im Schaufenster in einem Käfig steckten. Vor dem Käfig allerdings stand die vierjährige Tenille Cooper, die den Kätzchen zusah, während ihre Mutter in nur fünf Metern Entfernung Hundefutter kaufte. Sowohl Reggie als auch Michael – die unabhängig voneinander im Beisein eines Elternteils und einer Sozialarbeiterin verhört wurden – sagten aus, dass Ian Barker die kleine Tenille bei der Hand nahm und rief: »Die ist doch noch besser als 'ne Katze, oder?«, und zwar in der eindeutigen Absicht, das Mädchen mitzunehmen. Diese Absicht wurde von Adrienne, der Mutter der Kleinen, vereitelt, die die Bande aufgebracht zur Rede stellte. Sie fragte die Jungen, warum sie nicht in der Schule seien, und drohte,

nicht nur den Sicherheitsdienst zu rufen, sondern auch die Schule und die Polizei zu informieren. Später sollte sie eine entscheidende Rolle bei der Identifizierung der Jungen spielen: Als ihr auf dem Polizeirevier sechzig verschiedene Fotos vorgelegt wurden, konnte sie mühelos alle drei benennen.

Eines muss allerdings festgehalten werden: Hätte Adrienne wirklich den Sicherheitsdienst gerufen, wären die Jungen John Dresser möglicherweise nie begegnet. Doch ihr Versäumnis – wenn man überhaupt von einem Versäumnis sprechen kann, denn wie hätte sie ahnen können, welche entsetzlichen Ereignisse sich anbahnten? – ist gering zu bewerten angesichts des Fehlverhaltens all jener Personen, die später einen verzweifelten John Dresser in Begleitung der drei Jungen gesehen haben mussten und dennoch keinerlei Anstalten machten, die Polizei zu verständigen oder das Kind aus den Händen der Jungen zu befreien.

»Ich nehme an, Sie sind im Bilde über das, was DI Lynley widerfahren ist«, sagte Hillier, und Isabelle ließ sowohl den Mann als auch die Frage auf sich wirken, ehe sie antwortete. Sie befanden sich in seinem Büro bei New Scotland Yard, von dessen Fenstern aus man einen Blick auf die Dächer von Westminster und einige der teuersten Immobilien des Landes hatte. Sir David Hillier stand hinter seinem gigantischen Schreibtisch, und er wirkte frisch und gepflegt und erstaunlich fit für einen Mann seines Alters. Sie schätzte ihn auf Mitte sechzig.

Er hatte sie aufgefordert, Platz zu nehmen, ein ziemlich cleverer Schachzug, wie sie fand. Er wollte sie seine Dominanz spüren lassen für den Fall, dass sie sich ihm überlegen fühlen könnte. In körperlicher Hinsicht natürlich. Es war unwahrscheinlich, dass sie auf die Idee kam, sich dem Assistant Commissioner der Metropolitan Police in irgendeiner anderen Weise überlegen zu fühlen. Aber sie überragte ihn um zehn Zentimeter – um mehr, wenn sie hohe Absätze trug –, nur war das auch schon alles, was sie ihm voraushatte.

»Sie meinen«, sagte sie, »was Inspector Lynleys Frau widerfahren ist? Ja. Das weiß ich. Ich nehme an, jeder bei der Polizei weiß das. Wie geht es ihm? Wo ist er?«

»Immer noch in Cornwall, soweit ich informiert bin. Aber das Team will ihn wieder hierhaben, und ich schätze, das werden Sie zu spüren bekommen. Havers, Nkata, Hale ... Sie alle. Selbst John Stewart. Alle, von den Detectives bis hin zu den Zivilen. Sogar die Pförtner, vermute ich. Er ist sehr beliebt.«

»Ich weiß. Ich hatte bereits das Vergnügen. Er ist ein echter Gentleman. Das dürfte die zutreffende Bezeichnung sein, nicht wahr? Gentleman.«

Hillier musterte sie auf eine Weise, die ihr nicht gefiel, so als würde er sich seine eigenen Gedanken machen über das Wo und Wie ihrer Bekanntschaft mit Detective Inspector Thomas Lynley. Sie zog in Erwägung, ihn über die Begebenheit aufzuklären, entschied sich jedoch dagegen. Sollte der Mann denken, was er wollte. Sie hatte die Chance, den Job zu bekommen, den sie angestrebt hatte, und jetzt kam es nur noch darauf an, ihm zu beweisen, dass sie es verdient hatte, die Stelle als *ständiger* und nicht nur als *kommisarischer* Superintendent zu übernehmen.

»Aber sie sind alle Profis, sie werden Ihnen das Leben nicht schwer machen«, sagte Hillier. »Dennoch gibt es unter ihnen starke Loyalitäten. Manche Dinge halten sich eben hartnäckig.«

Und manche ganz besonders, dachte sie. Sie fragte sich, ob Hillier vorhatte, sich zu setzen, oder ob das ganze Gespräch nach dem Prinzip Direktor/renitente Schülerin ablaufen würde, wie seine Haltung anzudeuten schien. Und sie fragte sich, ob sie womöglich, indem sie sich hingesezt hatte, einen professionellen Fauxpas begangen hatte. Andererseits hatte er eindeutig auf einen der beiden Stühle gezeigt, die vor seinem Schreibtisch standen.

»... wird Ihnen keine Probleme bereiten. Ein guter Mann«, sagte Hillier gerade. »John Stewart dagegen ist ein harter Brocken. Er hat immer noch Ambitionen, die Stelle des Superintendent zu übernehmen, und es hat ihn sehr getroffen, als er nach der Probezeit die Position nicht bekommen hat.«

Isabelle riss sich zusammen. Als John Stewarts Name gefallen war, war ihr klar geworden, dass Hillier auch von den anderen gesprochen hatte, die den Posten des Superintendent zeitweise innegehabt hatten. Wahrscheinlich hatte er sämtliche Kandidaten erwähnt, die sich innerhalb des Hauses beworben hatten. Eine Aufzählung der Kandidaten von außerhalb der Met, die hier vorgeschrieben hatten – anders konnte man es nicht nennen –, war überflüssig, da sie keinem von ihnen auf den endlosen Linoleumkorridoren im Tower Block oder im Victoria Block über den Weg laufen würde. DI John Stewart hin-

gegen würde zu ihrem Team gehören. Dem würde sie ein bisschen die Federn stutzen müssen. Das gehörte nicht gerade zu ihren Stärken, aber sie würde tun, was sie konnte.

»Verstehe«, sagte sie zu Hillier. »Ich werde ihn mit Samthandschuhen anfassen. Ich werde sie alle mit Samthandschuhen anfassen.«

»Sehr gut. Haben Sie sich schon eingewöhnt? Wie geht's Ihren Jungs? Zwillinge, nicht wahr?«

Sie verzog den Mund zu einem Lächeln, das man für gewöhnlich aufsetzte, wenn die Rede auf »die Kinder« kam, und sie zwang sich, sie genau so zu betrachten – in Anführungszeichen. So konnte sie ihre Gefühle auf Distanz halten, und darauf war sie angewiesen. »Wir sind zu dem Schluss gekommen – ihr Vater und ich –, dass es besser für sie ist, wenn sie vorerst bei ihm bleiben, solange ich noch in der Probezeit bin. Mein Mann wohnt in der Nähe von Maidstone auf dem Land, und da zurzeit Sommerferien sind, scheint es uns das Beste, wenn sie eine Weile bei ihm leben.«

»Nicht leicht für Sie, nehme ich an«, bemerkte Hillier. »Sie werden Ihnen fehlen.«

»Ich werde beschäftigt sein«, erwiderte sie. »Und Sie wissen ja, wie achtjährige Jungs sind. Man muss sie ständig im Auge behalten. Da Bob und seine Frau beide zu Hause sind, können sie das wesentlich besser als ich, würde ich sagen. Das ist schon in Ordnung.«

Es klang wie eine ideale Situation: sie bei der Arbeit in London in der sprichwörtlichen Tretmühle, während Bob und Sandra die Kinder in frischer Landluft mit Liebe überhäufte und ihnen aus Biozutaten selbst gebackene Hähnchenpasteten und eisgekühlte Milch vorsetzten. Und wenn sie ehrlich war, entsprach das sogar in etwa der Wahrheit. Bob war vernarrt in seine Jungs, und Sandra war auf ihre Art sehr liebevoll, wenn auch für Isabelles Geschmack ein wenig zu schulmeisterlich. Obwohl sie zwei eigene Kinder hatte, war sowohl in ihrem Haus als auch in ihrem Herzen noch Platz für Isabelles Söhne. Denn Isabelles

Söhne waren auch Bobs Söhne, und er war ein fürsorglicher Vater. Das war er schon immer gewesen. Er war charakterfest, der gute Robert Ardery. Er stellte stets die richtige Frage im rechten Augenblick, und er äußerte nie eine Drohung, die nicht klang wie eine großartige Idee, die ihm spontan gekommen war.

Hillier schien ihre Gedanken zu lesen oder es zumindest zu versuchen, aber Isabelle wusste, dass es niemandem so schnell gelang, die Rolle zu durchschauen, die sie spielte. Die hohe Kunst, nach außen hin kühl, beherrscht und hochkompetent zu wirken, beherrschte sie perfekt, und die professionelle Fassade hatte ihr über so viele Jahre hinweg so gute Dienste geleistet, dass sie ihr zur zweiten Natur geworden war. Sie trug sie wie ein Kettenhemd. So erging es nun mal einer Frau, die den Ehrgeiz hatte, sich in einer männerdominierten Welt nach oben zu arbeiten.

»Ja.« Hillier zog das Wort in die Länge, sodass es eher kalkulierend als bestätigend klang. »Sie haben natürlich recht. Schön, dass Sie eine gute Beziehung zu Ihrem Exmann pflegen. Alle Achtung. Das ist bestimmt nicht leicht.«

»Wir haben uns über die Jahre immer um einen freundlichen Umgang bemüht«, erwiderte sie, wieder mit dem angedeuteten Lächeln. »Es schien uns das Beste für die Kinder. Eltern, die ständig im Streit liegen – das tut niemandem gut, nicht wahr?«

»Freut mich zu hören. Ja.« Hillier sah zur Tür, als erwartete er jemanden. Doch niemand trat ein. Er wirkte angespannt, was Isabelle mit Genugtuung zur Kenntnis nahm. Es ließ darauf schließen, dass der Assistant Commissioner nicht ganz so dominant war, wie er vorgab zu sein.

»Ich nehme an«, sagte er in einem Ton, mit dem er zu erkennen gab, dass er das Gespräch zu beenden gedachte, »dass Sie darauf brennen, Ihr Team kennenzulernen. Offiziell vorgestellt zu werden. Sich an die Arbeit zu machen.«

»Ganz recht«, sagte sie. »Ich würde mich gern mit jedem Einzelnen persönlich unterhalten.«

»Dann wollen wir das doch gleich in Angriff nehmen«, gab Hillier lächelnd zurück. »Soll ich Sie begleiten?«

»Sehr gern.« Sie erwiderte das Lächeln und hielt seinem Blick so lange stand, bis er errötete. Er war ein rotgesichtiger Mann, dem das leicht passierte. Sie fragte sich jedoch intuitiv, wie er wohl aussehen mochte, wenn er in Wut geriet.

»Wenn ich mich vorher noch kurz frisch machen dürfte, Sir?«

»Selbstverständlich«, sagte er. »Lassen Sie sich Zeit.«

Was natürlich das Letzte war, was er von ihr erwartete. Sie überlegte, ob er häufiger Bemerkungen machte, die er nicht ernst meinte. Nicht dass dies eine große Rolle spielte, denn sie hatte nicht vor, viel Zeit mit dem Mann zu verbringen. Aber es war immer nützlich zu wissen, wie jemand tickte.

Hilliers Sekretärin – eine streng dreinblickende Frau mit fünf Warzen im Gesicht, die dringend dermatologisch untersucht werden sollten – erklärte Isabelle, wo sich die Damentoilette befand. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sich niemand sonst in dem Raum aufhielt, schloss sie sich in der hintersten Kabine ein und erledigte ihr Geschäft. Dies allerdings diente nur der Tarnung. Der eigentliche Grund für ihren Besuch der Damentoilette befand sich in ihrer Handtasche.

Sie nahm das Fläschchen heraus und trank es in zwei großen Schlucken aus. Wodka. Schon seit Langem ihr treuer Begleiter. Sie wartete einen Moment, bis die Wirkung einsetzte.

Sie verließ die Kabine, trat ans Waschbecken und fischte Zahnbürste und Zahnpasta aus ihrer Handtasche. Sie putzte sich gründlich Zähne und Zunge.

Dann war sie bereit, sich der Welt zu stellen.

Die Detectives, deren Vorgesetzte sie sein würde, arbeiteten auf engem Raum zusammen, sodass Isabelle sich zunächst allen gleichzeitig gegenüber sah. Auf beiden Seiten herrschte Skepsis; das war normal, und es machte ihr nichts aus. Hillier stellte sie den Kollegen vor und gab ihren beruflichen Werdegang in chronologischer Reihenfolge wieder: Kontaktpolizistin, Einbruchs-

delikte, Sitte, Brandstiftungsdelikte und zuletzt Gewaltverbrechen. Wie lange sie in den jeweiligen Abteilungen tätig gewesen war, erwähnte er nicht. Isabelle Ardery befand sich auf der Überholspur, wie sich an ihrem Alter leicht ablesen ließ. Sie war achtunddreißig, wirkte jedoch, wie sie selbst fand, jünger, was sie darauf zurückführte, dass sie sich klugerweise ihr Leben lang von Zigaretten und direkter Sonneneinstrahlung ferngehalten hatte.

Die Einzige, die sich von ihrem Werdegang beeindruckt zeigte, war die Sekretärin der Abteilung, eine junge Frau – Typ Kronprinzessin – namens Dorothea Harriman. Isabelle fragte sich, wie die Frau es schaffte, sich von einem Sekretärinnengehalt so elegant zu kleiden. Vermutlich kaufte sie ihre Garderobe in exklusiven Secondhandläden, wo man zeitlose Schätzchen ausgraben konnte, wenn man ausdauernd genug war, gründlich suchte und einen Blick für Qualität hatte.

Sie verkündete den Anwesenden, dass sie mit jedem Teammitglied ein Einzelgespräch führen wolle. In ihrem Zimmer, sagte sie. Heute noch. Sie wünsche darüber informiert zu werden, woran genau die Kollegen derzeit arbeiteten, fügte sie hinzu und forderte sie auf, ihre Aufzeichnungen mitzubringen.

Es lief in etwa so ab, wie sie erwartet hatte. DI Philip Hale gab sich kooperativ und professionell und hatte seine Aufzeichnungen parat. Er schien sich zu sagen, warten wir's ab, was sie ihm nicht verübeln konnte. Derzeit unterstützte er die Staatsanwaltschaft bei der Vorbereitung eines Prozesses gegen einen Serienmörder, der es auf männliche Jugendliche abgesehen hatte. Mit ihm würde sie keine Probleme bekommen. Er hatte sich nicht für den Posten des Superintendent beworben und schien zufrieden mit seiner Rolle im Team zu sein.

DI John Stewart war von anderem Kaliber. Er war ein nervöser Typ, zumindest nach seinen abgekauten Fingernägeln zu urteilen, und die Art, wie er auf ihre Brüste starrte, sprach von einer Frauenfeindlichkeit der Sorte, die sie besonders verabscheute. Aber sie würde schon mit ihm fertigwerden. Er nannte sie *Ma'am*. Sie entgegnete, *Chefin* würde reichen. Er ließ sich

betont viel Zeit damit, sich umzustellen. Sie habe nicht vor, ihm Probleme zu machen, sagte sie. Ob er seinerseits vorhabe, ihr Probleme zu machen? Nein, keineswegs, *Chefin*, erwiderte er, aber sie wusste, dass er nicht aufrichtig war.

Als Nächsten empfing sie DS Winston Nkata. Der Mann war ihr ein Rätsel. Sehr groß, sehr schwarz, das Gesicht vernarbt von einer Messerstecherei in seiner Jugend, der typische Abkömmling von Einwanderern von den Westindischen Inseln, der im Süden Londons aufgewachsen war. Harte äußere Schale, aber irgendetwas in seinen Augen verriet ihr, dass der Mann ein weiches Herz besaß, das darauf wartete, angesprochen zu werden. Sie fragte ihn nicht nach seinem Alter, schätzte ihn jedoch auf etwa Mitte zwanzig. Er war einer von zwei Brüdern, die gegensätzlicher kaum sein konnten: Sein älterer Bruder saß wegen Mordes im Gefängnis. Diese Tatsache, sagte sie sich, machte den DS zu einem hoch motivierten Polizisten, der etwas zu beweisen hatte. Das gefiel ihr.

Was sie nicht von DS Barbara Havers behaupten konnte, die sie als Letzte aufsuchte. Die Frau kam missmutig ins Zimmer gelatscht – anders konnte man es weiß Gott nicht ausdrücken – und stank nach Zigarettenrauch. Isabelle wusste, dass Havers bis zum Tod seiner Frau mehrere Jahre lang DI Lynleys Partnerin gewesen war. Sie waren sich schon einmal begegnet, und sie fragte sich, ob Havers sich noch daran erinnerte.

Das tat sie. »Der Fleming-Mord«, lauteten Havers' erste Worte, nachdem sie allein waren. »Draußen in Kent. Sie haben die Ermittlungen geleitet.«

»Sie haben ein gutes Gedächtnis, Sergeant«, erwiderte Isabelle. »Darf ich fragen, was mit Ihren Zähnen passiert ist? Ich kann mich nicht erinnern, sie in diesem Zustand gesehen zu haben.«

Havers zuckte die Achseln. »Kann ich mich setzen?«

»Bitte sehr.«

Sie hatte die Gespräche nach Hillier-Art geführt – allerdings stand sie dabei nicht hinter ihrem Schreibtisch, sondern saß in

ihrem Sessel –, aber jetzt erhob sie sich, ging zu einem kleinen Konferenztisch und bedeutete Havers, ihr dorthin zu folgen. Sie wollte sich nicht mit Sergeant Havers verbünden, war sich jedoch darüber im Klaren, dass sie mit ihr eine andere Beziehung würde aufbauen müssen als mit den restlichen Teammitgliedern. Dies hatte allerdings mehr damit zu tun, dass sie Lynleys Partnerin gewesen war, als damit, dass sie beide Frauen waren.

»Ihre Zähne?«, nahm Isabelle den Faden wieder auf.

»Bin in 'ne Art Auseinandersetzung geraten«, erwiderte Havers.

»Ach? Sie sehen gar nicht aus wie jemand, der sich auf Schlägereien einlässt«, bemerkte Isabelle. Das stimmte zwar, aber es stimmte auch, dass Havers absolut so wirkte wie jemand, der sich verteidigen würde, wenn es darauf ankam, was offenbar dazu geführt hatte, dass ihre Schneidezähne sich in dem jetzigen Zustand befanden, nämlich abgebrochen.

»Dem Typ gefiel's nicht, dass ich ihn daran gehindert hab, ein Kind zu entführen«, sagte Havers. »Es gab 'ne Rangelei, ein paar Fausthiebe, ein paar Fußtritte, und ich bin mit dem Gesicht auf den Boden geschlagen. Und der war aus Stein.«

»Ist das im vergangenen Jahr passiert? Während Sie im Dienst waren? Warum haben Sie Ihre Zähne nicht richten lassen? Die Met wird sich doch nicht geweigert haben, die Kosten der Behandlung zu übernehmen?«

»Ich find, sie geben meinem Gesicht Charakter.«

»Aha. Woraus ich schließe, dass Sie etwas gegen moderne Zahnbehandlung haben. Oder haben Sie Angst vorm Zahnarzt, Sergeant?«

Havers schüttelte den Kopf. »Ich will mich nicht in eine Schönheit verwandeln. Wär mir zu anstrengend, all die Scharen von Bewunderern abzuwehren. Außerdem ist die Welt voll von Leuten mit perfekten Gebissen. Ich heb mich gern ab.«

»Tatsächlich?« Isabelle entschloss sich, Havers gegenüber etwas direkter zu werden. »Das erklärt dann wohl auch Ihre Kleidung. Hat Sie noch nie jemand darauf angesprochen, Sergeant?«

Havers veränderte ihre Sitzposition. Sie schlug die Beine übereinander, woraufhin – *Gott bewahre!*, dachte Isabelle – ein knöchelhoher roter Turnschuh und einige Zentimeter eines lilafarbenen Strumpfs zum Vorschein kamen. Trotz der unerträglichen Sommerhitze hatte Havers diese modische Farbzusammenstellung durch eine olivgrüne Cordhose und einen braunen Pullover ergänzt. Letzterer war von Fusseln geziert. Sie sah aus wie jemand, der undercover die Schrecken des Flüchtlingslebens erkundete. »Bei allem Respekt, Chefin«, sagte Havers, obwohl ihr Ton nahelegte, dass sie sich leicht gekränkt fühlte, »mal abgesehen davon, dass die Dienstvorschriften Sie nicht dazu berechtigen, mir wegen meiner Kleidung Stress zu machen, glaub ich nicht, dass mein Äußeres irgendwas damit zu tun hat, wie ich...«

»Akzeptiert. Aber Ihre äußere Erscheinung hat etwas damit zu tun, ob Sie professionell wirken«, fiel Isabelle ihr ins Wort. »Was man zurzeit nicht behaupten kann. Offen gesagt, Vorschriften hin oder her, ich möchte, dass meine Mitarbeiter einen professionellen Eindruck machen. Deswegen rate ich Ihnen, sich die Zähne richten zu lassen.«

»Was, heute noch?«, fragte Havers.

War sie wirklich so dummdreist? Isabelles Augen wurden schmal. »Spielen Sie das nicht herunter, Sergeant«, sagte sie. »Ich empfehle Ihnen außerdem, sich Ihrem Beruf entsprechend zu kleiden.«

»Wie gesagt, bei allem Respekt, aber Sie können nicht von mir verlangen...«

»Das ist richtig. Da haben Sie recht. Aber ich verlange ja auch nichts von Ihnen, nicht wahr? Ich rate Ihnen. Ich mache Ihnen Vorschläge. Ich gebe Ihnen Hinweise. Die Sie sicherlich schon des Öfteren gehört haben.«

»Nicht direkt.«

»Nein? Nun, dann hören Sie sie jetzt. Und wollen Sie mir ernsthaft weismachen, DI Lynley hätte nie eine Bemerkung über Ihre äußere Erscheinung gemacht?«

Havers schwieg. Isabelle spürte, dass der Name Lynley seine Wirkung getan hatte. Sie fragte sich kurz, ob Havers in den Mann verliebt gewesen war – oder es immer noch war. Es schien absurd, ja lächerlich. Andererseits, falls es stimmte, dass Gegensätze sich anzogen, so gab es kaum zwei Menschen, die gegensätzlicher sein konnten als Barbara Havers und Thomas Lynley, den Isabelle als liebenswürdig, gebildet, vornehm im Ausdruck und ausnehmend gut gekleidet in Erinnerung hatte.

»Sergeant, bin ich die Einzige, die ...«, setzte sie an.

»Hören Sie, ich hab nichts übrig für Shoppingtouren«, sagte Havers.

»Gut. Dann lassen Sie mich Ihnen ein paar Tipps geben«, sagte Isabelle. »Erstens brauchen Sie einen Rock, der gut sitzt, gebügelt ist und die angemessene Länge hat – oder meinetwegen eine entsprechende Hose. Außerdem eine Jacke, die sich vorne zuknöpfen lässt. Des Weiteren eine gebügelte Bluse, eine Strumpfhose, ein Paar Pumps oder Halbschuhe, die sauber und poliert sind. Das hat nichts mit Gehirnwäsche zu tun, Barbara.«

Havers hatte die ganze Zeit ihr Fußgelenk betrachtet, das in dem roten Turnschuh steckte, doch als Isabelle sie jetzt mit ihrem Vornamen anredete, blickte sie auf. »Wo?«, fragte sie.

»Wie bitte?«

»Wo soll ich mir das Zeug besorgen?« Sie stellte die Frage in einem Ton, als hätte Isabelle von ihr verlangt, dass sie die Straße ableckte.

»Bei *Selfridge's* zum Beispiel«, sagte Isabelle. »Oder bei *Debenhams*'s. Und wenn Sie sich das nicht allein zutrauen, nehmen Sie jemanden zur Begleitung mit. Sie haben doch bestimmt die eine oder andere Freundin, die weiß, wie man sich als berufstätige Frau kleidet. Und falls nicht, blättern Sie mal in einer Modezeitschrift und lassen sich inspirieren. *Vogue*. Oder *Elle*.«

Havers schien weder erfreut noch erleichtert noch irgendwie einverstanden. Im Gegenteil, sie wirkte jämmerlich. Nun, daran konnte sie nichts ändern, dachte Isabelle. Man hätte das ganze

Gespräch als sexistisch bezeichnen können, aber Herrgott noch mal, sie versuchte doch nur, der Frau zu helfen! Deshalb entschloss sie sich, aufs Ganze zu gehen. »Und wo wir schon mal beim Thema sind: Darf ich vorschlagen, dass Sie auch etwas in Bezug auf Ihre Haare unternehmen?«

Havers zuckte zusammen, antwortete jedoch relativ ruhig: »Ich hab noch nie ein Händchen dafür gehabt, viel draus zu machen.«

»Vielleicht hat jemand anders eine Idee. Gehen Sie regelmäßig zum Friseur, Sergeant?«

Havers berührte ihr kurzes Haar. Die Farbe war annehmbar. Kieferfarben würde sie einigermaßen treffend beschreiben, dachte Isabelle. Aber von Frisur keine Spur. Offenbar schnitt Havers sich die Haare selbst. Der Himmel wusste, wie sie das anstellte, wahrscheinlich mit einer Gartenschere.

»Nun?«, hakte Isabelle nach.

»Nicht direkt.«

»Dann gewöhnen Sie es sich an.«

Havers empfand anscheinend das dringende Bedürfnis nach einer Zigarette, denn sie bewegte die Finger, als würde sie sich eine unsichtbare Kippe drehen. »Ab wann?«, fragte sie.

»Ab wann, was?«

»Ab wann soll ich mir all Ihre ... Vorschläge zu Herzen nehmen?«

»Ab gestern. Aber so genau wollen wir es nicht nehmen.«

»Ab sofort, meinen Sie also?«

Isabelle lächelte. »Ich sehe, dass Sie in der Lage sind, meine Worte richtig zu deuten. Und jetzt...« Sie kam zum eigentlichen Thema, dem Grund, warum sie Havers an den Konferenz Tisch gebeten hatte. »Erzählen Sie mal. Was hören Sie denn so von Inspector Lynley?«

»Nicht viel«, antwortete Havers ausweichend. »Ich hab ein paar Mal mit ihm gesprochen, mehr nicht.«

»Wo ist er?«

»Keine Ahnung«, sagte Havers. »Wahrscheinlich immer noch

in Cornwall. Er war gerade auf einer Küstenwanderung, als ich das letzte Mal von ihm gehört hab.«

»Da hat er sich ja ordentlich was vorgenommen. Was für einen Eindruck hat er denn auf Sie gemacht, als Sie zuletzt mit ihm gesprochen haben?«

Havers zog ihre ungezupften Brauen zusammen, während sie offenbar zu ergründen versuchte, worauf Isabelle hinauswollte. »So wie man es von einem Menschen erwartet, der sich gezwungen gesehen hat, die Maschinen abzustellen, die seine Frau am Leben gehalten haben. Also nicht gerade putzmunter. Er hatte sich im Griff, Chefin. Mehr weiß ich nicht.«

»Wird er wieder zurückkommen?«

»Hierher? Nach London? Zur Met?« Havers überlegte. Und sie schien über Isabelle nachzudenken und die Möglichkeiten durchzugehen, warum die neue kommissarische Vorgesetzte sich über den ehemaligen kommissarischen Detective Superintendent informierte. Schließlich sagte sie: »Er wollte den Job nicht. Er hatte den Posten nur vorübergehend übernommen. Er ist nicht erpicht auf eine Beförderung. So ein Typ ist er nicht.«

Isabelle gefiel es nicht, durchschaut zu werden, erst recht nicht von einer Frau. Thomas Lynley war tatsächlich ein Faktor, der ihr zu schaffen machte. Sie hätte nichts dagegen, ihn in ihrem Team zu haben, aber falls es dazu kam, wollte sie vorher darüber informiert sein, und sie wollte, dass es zu ihren Bedingungen geschah. Dass er unerwartet auftauchte und von allen mit Verehrung empfangen wurde, war das Letzte, was sie gebrauchen konnte.

Sie sagte zu Havers: »Ich bin um sein Wohlergehen besorgt, Sergeant. Falls Sie von ihm hören, würde ich das gern erfahren. Nur, wie es ihm geht. Nicht, was er sagt. Kann ich mich in dieser Hinsicht auf Sie verlassen?«

»Sicher«, sagte Havers. »Aber ich werde nicht von ihm hören, Chefin.«

Isabelle war davon überzeugt, dass Havers in beiden Punkten log.

Allein seine Musik machte die Fahrt erträglich.

Die Hitze war erdrückend, denn die Seitenfenster des Fahrzeugs, groß wie Kinoleinwände, ließen sich nicht öffnen. Darüber befanden sich zwar schmale Kippfenster, und die waren alle offen, aber das nützte nichts gegen den Mief, den das Sonnenlicht, das Wetter und die ruhelosen menschlichen Körper in dem Stahlrohr auf Rädern erzeugten.

Wenigstens handelte es sich um einen Gelenkbus und nicht um einen Doppeldecker. Wenn er hielt, gingen vorne und hinten die Türen auf, und ein Luftzug – heiß und schwül, aber immerhin frisch – erlaubte es ihm, tief durchzuatmen und daran zu glauben, dass er die Fahrt überleben würde. Die Stimmen in seinem Kopf behaupteten das Gegenteil. Sie schrien ihn an, er solle aussteigen, und zwar möglichst bald, denn es warte Arbeit auf ihn: das Werk Gottes. Aber er konnte nicht aussteigen, und deswegen hörte er Musik. Wenn sie nur laut genug aus seinen Ohrstöpseln kam, übertönte sie alles andere, einschließlich der Stimmen.

Am liebsten hätte er die Augen geschlossen, um sich ganz der Musik hinzugeben, den traurigen Klängen eines Cellos. Aber er musste sie im Auge behalten, er musste bereit sein. Sobald sie Anhalten machte auszusteigen, würde er ihr folgen.

Sie fuhren schon seit über einer Stunde. Sie hätten beide nicht in diesem Bus sitzen dürfen. Er hatte seine Arbeit und sie ebenfalls, und wenn man seinen Pflichten nicht nachkam, dann geriet die Welt aus dem Gleichgewicht, und er musste es wieder in Ordnung bringen. Ihm war befohlen, es in Ordnung zu bringen, und deswegen folgte er ihr, sorgfältig darauf bedacht, nicht gesehen zu werden.

Sie war zuerst in einen Bus gestiegen und dann in einen anderen umgestiegen, und jetzt sah er, dass sie einen Stadtplan benutzte, um die Route zu verfolgen. Daraus schloss er, dass ihr das Viertel, das sie durchquerten, unvertraut war – eine Gegend, wo es in seinen Augen aussah wie überall in London: Reihenhäuser, Läden mit verschmierten Plastikschildern über den

Schaufenstern, Graffiti aus ineinander verschlungenen Buchstaben, die sinnlose Wörter ergaben wie *killdick boyz*, *chackers* und *porp*.

Auf der langen Fahrt durch die Stadt wimmelte es auf den Gehwegen von Menschen. Touristen wichen Studenten mit Rucksäcken, die wiederum Frauen in knöchellangen schwarzen Burkas mit Sehschlitz, begleitet von Männern in bequemen Jeans und weißen T-Shirts. Dann afrikanische Kinder, die in einem Park unter Bäumen herumtollten. Häuserblocks, dazwischen eine Schule neben einer Ansammlung von Verwaltungsgebäuden, von denen er den Blick abwandte.

Schließlich wurde die Straße schmaler, machte eine Kurve, und plötzlich war es, als führen sie durch ein Dorf. Aber natürlich war es keins, sondern nur ein Stadtteil, der früher einmal eins gewesen war – eine der vielen Gemeinden, die mit der Zeit von dem wuchernden Moloch London verschlungen worden waren.

Die Straße stieg leicht an, und dann waren sie mitten in einer Einkaufsstraße. Mütter schoben Kinderwagen, die Leute vermischten sich. Afrikaner unterhielten sich mit Weißen. Asiaten kauften Halal-Fleisch. Alte Leute schlürften türkischen Mokka in einem Café, das französische Backwaren feilbot. Es war eine schöne Gegend. Er fühlte sich so entspannt, dass er beinahe seine Musik ausgeschaltet hätte.

Dann bemerkte er, wie sie sich auf ihrem Platz weiter vorne regte. Sie schlug ihren Stadtplan zu, nachdem sie sorgfältig die Ecke einer Seite heruntergefaltet hatte, und steckte ihn in die Handtasche. Dann trat sie an die Bustür.

Sie näherten sich dem Ende der Einkaufsstraße. Ein schmiedeeisernes Gitter auf einer niedrigen Steinmauer ließ darauf schließen, dass sie an einem Park angekommen waren.

Er fand es seltsam, dass sie eine so weite Strecke mit dem Bus gefahren war, um einen Park aufzusuchen, wo es doch keine zweihundert Meter von ihrer Arbeitsstelle einen Park gab oder, genauer gesagt, einen Landschaftsgarten. Zugegeben, es war

fürchterlich heiß, und unter den Bäumen würde es kühl sein. Auch er freute sich auf den Schatten nach der Fahrt in dem rollenden Ofen. Aber wenn sie Kühle suchte, hätte sie doch einfach in die St.-Paul's-Kirche gehen und die Schrifttafeln an den Wänden lesen oder einfach in der ersten Bank sitzen und den Altar und das Gemälde darüber betrachten können, wie sie es manchmal in ihrer Mittagspause tat. Die Muttergottes mit Kind. So viel wusste er, obwohl er sich – trotz der Stimmen – nicht für einen religiösen Menschen hielt.

Erst im allerletzten Moment stieg auch er aus dem Bus. Er hatte sein Instrument zwischen seinen Füßen auf dem Boden abgestellt, und weil er sie so aufmerksam beobachtet hatte, während sie in Richtung Park fuhren, hätte er es beinahe stehen lassen. Das wäre ein schlimmer Fehler gewesen, und weil er ihn um ein Haar begangen hätte, nahm er die Ohrstöpsel ab, um die Musik nicht mehr zu hören. *Die Flamme ist gekommen, ist gekommen, sie ist hier*, ertönte es sofort in seinem Kopf. *Ich rufe die Vögel, sie sollen sich an den Gefallenen gütlich tun.*

Er kniff die Augen zu und schüttelte heftig den Kopf.

Oberhalb von vier Stufen, die in den Park führten, befand sich ein schmiedeeisernes Tor, das weit offen stand. Zuerst jedoch näherte sie sich einer Schautafel. Hinter Glas war ein Lageplan des Parks angebracht. Sie studierte den Plan, aber nur kurz, wie um sich einer Information zu vergewissern, die ihr bereits bekannt war. Dann ging sie durch das Tor, und gleich darauf war sie zwischen den dicht belaubten Bäumen verschwunden.

Er eilte ihr nach. Er warf einen Blick auf die Schautafel – Wege, die sich in alle Richtungen schlängelten, ein Gebäude, Text, ein Denkmal –, aber er konnte nirgendwo den Namen des Parks ausmachen, und so bemerkte er erst, als er dem Weg in die Tiefen des Parks folgte, dass er sich auf einem Friedhof befand.

Einen solchen Friedhof hatte er noch nie gesehen. Efeu und andere Rankpflanzen überwucherten die Grabsteine und verhüllten Statuen, zu deren Füßen Leimkraut blühte und Brombeeren glänzten. Die Verstorbenen, die hier lagen, waren längst

ebenso vergessen wie der Friedhof selbst. Die Inschriften auf den Grabmälern waren verwittert und dem Vordringen der Natur zum Opfer gefallen, die zurückeroberte, was ihr gehört hatte, lange bevor die Menschen auf die Idee gekommen waren, ihre Toten hier zu bestatten.

Der Ort behagte ihm nicht, aber daran ließ sich nichts ändern. Er war ihr Beschützer – *ja, ja, allmählich begreifst du es* –, und sie war seine Schutzbefohlene. Er hatte eine Pflicht zu erfüllen. Aber jetzt begann ein Sturm in seinem Kopf zu heulen. *Ich bin der Bote des Tartarus*, erklang es in dem Brausen. Dann: *Hör zu, hör zu*, und: *Wir sind sieben*, und: *Wir stehen zu seinen Füßen*, und er suchte nach seinen Ohrstöpseln und drehte die Musik so laut auf, wie es nur ging, bis er nichts mehr hörte als das Cello und dann die Geigen.

Der Weg, auf dem er lief, war von Steinen übersät, uneben und staubig, und an den Rändern lag noch das Laub vom letzten Jahr, aber die Schicht war nicht so dick wie direkt unter den Bäumen, die hoch in den Himmel ragten. Ihre Kronen spendeten kühlen Schatten und erfüllten die Luft mit ihrem Duft, und er dachte, wenn er sich nur darauf konzentrierte – wie die Luft sich anfühlte und wie es nach grüner Natur roch –, wären die Stimmen nicht mehr so überwältigend.

Er atmete tief ein und lockerte seinen Hemdkragen. Der Weg machte eine Biegung, und da sah er sie. Sie war stehen geblieben, um eine Statue zu betrachten.

Diese Statue war anders. Sie war vom Wetter gezeichnet, aber ansonsten unbeschädigt und nicht von Pflanzen überwuchert, sondern erhob sich stolz und unvergessen: ein schlafender Löwe auf einem marmornen Sockel. Der Löwe war lebensgroß und der Sockel entsprechend wuchtig. Er bot ausreichend Platz für Grabinschrift und Familiennamen, und auch die waren nicht verwittert.

Er sah, wie sie eine Hand hob, um das steinerne Tier zu streicheln, zuerst die breiten Pfoten, dann die Stelle unter den geschlossenen Augen. Ein Glücksritual, zumindest erschien es ihm

so, und deswegen berührte er den Löwen ebenfalls, als er an ihm vorüberging.

Sie bog nach rechts in einen schmaleren Weg ein. Ein Radfahrer kam ihr entgegen, und sie trat zur Seite in ein Gestrüpp aus Efeu und Sauerampfer. Direkt daneben wand sich eine Kletterrose um die Flügel eines betenden Engels.

Ein Stück weiter machte sie Platz für ein junges Paar, das Arm in Arm hinter einem Kinderwagen herschlenderte, den beide mit einer Hand schoben. Statt eines Kindes lagen in dem Wagen allerdings ein Picknickkorb und zwei Weinflaschen, die im Licht funkelten, als er daran vorbeiging. Um eine Bank am Wegrand standen ein paar Männer. Sie rauchten und hörten Musik aus einem Gettoblaster. Die Männer waren Asiaten, und sie hörten asiatische Musik, die so laut dröhnte, dass sie sogar das Cello und die Geigen übertönte.

Plötzlich wurde ihm bewusst, dass sie die einzige Frau war, die hier allein spazieren ging. Das konnte nur Gefahr bedeuten, und er erkannte ebendiese Gefahr, als die Asiaten sich nach ihr umdrehten und ihr nachsahen. Sie machten keine Anstalten, ihr zu folgen, aber er wusste, dass sie es am liebsten getan hätten. Eine Frau allein bedeutete für einen Mann ein Angebot – oder die Aufforderung, sie zu disziplinieren.

Es war töricht von ihr hierherzukommen, dachte er. Steinernen Engel und schlafende Löwen konnten sie nicht vor den Gefahren schützen, die hier auf sie lauerten. Es war helllicher Tag und Sommer, aber überall standen hohe Bäume, und das Unterholz war dicht. Es wäre ein Leichtes gewesen, sie zu überfallen, ins Gestrüpp zu zerren und ihr Schlimmes anzutun.

Sie brauchte Schutz in einer Welt, in der es keinen gab. Er fragte sich, wie es sein konnte, dass sie das nicht wusste.

Weiter vorne stieß der Weg auf eine Lichtung, wo ungemähtes Gras – ganz braun, weil es so lange nicht geregnet hatte – platt getrampelt war von Leuten, die einen Zugang zu der Kapelle gesucht hatten. Die Kapelle war aus Backstein gebaut, mit kreuzförmigem Grundriss und mit einem Turm, der hoch in

den Himmel ragte, und mit Rosettenfenstern an den Enden der Querflügel. Betreten konnte man die Kapelle nicht. Es handelte sich um eine Ruine. Erst beim Näherkommen sah man, dass Eisengitter den Zutritt versperrten, wo einmal die Tür gewesen war, dass die Fenster mit Blechen abgedeckt waren und dass anstatt bunter Glasscheiben abgestorbene Efeuranken die Rosettenfenster an den Stirnwänden des Querschiffs füllten, als wollten sie den Betrachter auf makabre Weise an die Vergänglichkeit allen Lebens erinnern.

Im Gegensatz zu ihm wirkte sie in keiner Weise verwundert darüber, dass die Kapelle so ganz und gar nicht das war, was sie zu sein versprach, wenn man sie vom Weg aus erblickte. Sie näherte sich der Ruine, aber statt sie genauer zu betrachten, schritt sie durch das hohe Gras zu einer Steinbank ohne Rückenlehne. Wenn sie sich umdrehte, um sich auf die Bank zu setzen, würde er in ihr Blickfeld geraten, deshalb machte er einen Satz zum Rand der Lichtung, wo ein von grünen Flechten bedeckter Engel ein riesiges Kreuz umfasst hielt. Hinter diesem Engel versteckte er sich gerade rechtzeitig, ehe sie auf der Bank Platz nahm. Sie öffnete ihre Handtasche und nahm ein Buch heraus, sicherlich nicht den Stadtplan, denn inzwischen würde sie ja wissen, wo sie sich befand. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Roman oder einen Gedichtband oder ein Gebetbuch. Sie begann zu lesen, und schon kurz darauf sah er, dass sie in ihre Lektüre vertieft war. Leichtsinnig, dachte er. *Sie ruft nach Remiel*, sagten die Stimmen. Sie übertönten das Cello und die Geigen. Wie gelang es ihnen nur, so laut zu rufen?

Sie braucht einen Beschützer, sagte er sich, von den Stimmen alarmiert. Sie sollte auf der Hut sein.

Und da sie das nicht war, würde er über sie wachen. Dies und nichts anderes war die Pflicht, die er übernahm.

Sie hieß Gina Dickens, erfuhr Meredith, und anscheinend war sie Gordon Jossies neue Lebensgefährtin, auch wenn sie sich selbst nicht als solche bezeichnete. Sie sagte nicht *neu*, weil sie, wie sich herausstellte, nichts von einer *ehemaligen* Lebensgefährtin wusste oder wie auch immer man Jemima Hastings titulieren wollte. Sie benutzte auch nicht das Wort *Lebensgefährtin*, da sie eigentlich nicht mit Gordon Jossie zusammenlebte. Sie mache sich jedoch Hoffnungen, fügte sie lächelnd hinzu. Sie halte sich inzwischen tatsächlich häufiger auf dem Hof auf als in ihrem Pensionszimmer über dem *Mad Hatter Tea Rooms*, vertraute sie Meredith an. Die Teestube lag an der Lyndhurst High Street, wo es vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag unerträglich laut sei. Wenn sie es sich recht überlege, gehe der Lärm bis in die späten Abendstunden weiter; immerhin sei Sommer, und in der Straße gebe es mehrere Hotels, einen Pub, Restaurants... und bei all den Urlaubern um diese Jahreszeit... Sie könne von Glück reden, wenn sie vier Stunden Schlaf bekam, wenn sie dort übernachtete. Was sie, ehrlich gesagt, zu vermeiden suche.

Sie waren ins Haus gegangen. Meredith stellte schnell fest, dass sämtliche Spuren von Jemimas Anwesenheit getilgt waren, zumindest in der Küche. Weiter kam Meredith nicht, und weiter wollte sie auch nicht vordringen. In ihrem Kopf schrillten Alarmglocken, ihre Handflächen wurden feucht, und Schweiß lief ihr am Körper hinunter. Das war einerseits der unerträglichen Hitze geschuldet, vor allem aber der Tatsache, dass hier einfach überhaupt nichts stimmte.

Bereits draußen hatte Meredith einen extrem trockenen Mund bekommen. Als hätte sie dies geahnt, hatte Gina sie ins

Haus eingeladen, ihr einen Platz an dem alten Eichentisch angeboten und aus dem Kühlschrank Designerwasser in einer eiskalten Flasche geholt – etwas, wofür Jemima nur Verachtung übrig gehabt hätte.

Sie füllte zwei Gläser und sagte: »Sie sehen aus, als wären Sie ... Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.«

»Heute ist unser Geburtstag«, stotterte Meredith.

»Ihrer und Jemimas? Wer ist sie?«

Meredith konnte nicht glauben, dass Gina Dickens nichts über Jemima wusste. Wie konnte jemand so lange mit einer Frau zusammenleben wie Gordon und seiner nächsten Geliebten jede Information über die Existenz seiner Exfreundin vorenthalten? War Gina überhaupt seine nächste Geliebte? War sie gar eine von vielen? Und wo waren dann die anderen? Wo war Jemima? Meredith hatte von Anfang an das Gefühl gehabt, dass man Gordon Jossie nicht über den Weg trauen durfte.

»... in Boldre Gardens«, sagte Gina gerade. »In der Nähe von Minstead. Kennen Sie das? Er arbeitete dort gerade an einem Dach, und ich hatte mich verlaufen. Ich hatte zwar einen Plan von der Gegend, aber das nützt bei mir überhaupt nichts. Ich habe einfach keinen Orientierungssinn. Norden, Westen, was weiß ich. Das sagt mir alles überhaupt nichts.«

Meredith bemühte sich zuzuhören. Gina erzählte ihr, wie sie und Gordon Jossie sich kennengelernt hatten, aber das interessierte sie nicht. Sie wollte etwas über Jemima Hastings wissen. »Hat er Jemima denn nie erwähnt?«, unterbrach sie Gina. »Oder die *Cupcake Queen*? Den Laden in Ringwood, wo sie ihre Törtchen verkauft hat?«

»Törtchen?«

»Ihre Spezialität. Anfangs hat sie sie hier gebacken und von hier aus verkauft, und sie hatte so großen Erfolg damit ... Bäckereien und Hotels haben bei ihr bestellt ... und sie hatte einen Lieferservice für Kindergeburtstage und ... Hat er nie etwas davon erwähnt?«

»Ich fürchte, nein. Nein, hat er nicht.«

»Und ihren Bruder? Robbie Hastings? Er ist Wildhüter. Das hier ...« Sie machte eine ausladende Handbewegung. »Das alles hier gehört zu seinem Revier. Schon sein Vater war verantwortlich dafür. Und sein Großvater. Und sein Urgroßvater. In seiner Familie gibt es schon seit so vielen Generationen Wildhüter, dass die Gegend hier im Volksmund ›The Hastings‹ genannt wird. Wussten Sie das?«

Gina schüttelte den Kopf. Sie wirkte verwirrt und sogar ein bisschen eingeschüchtert. Sie rückte mit ihrem Stuhl vom Tisch ab und sah zu dem Kuchen hinüber, den Meredith aus irgendeinem idiotischen Grund mit ins Haus gebracht hatte. In dem Moment wurde Meredith klar, dass Gina nicht von Gordon eingeschüchtert war – wozu sie zwar allen Grund gehabt hätte –, sondern von ihr, Meredith, die wie eine Verrückte daherredete.

»Sie halten mich sicherlich für übergeschnappt«, seufzte Meredith.

»Nein, nein! Überhaupt nicht! Es ist nur...« Gina sprach schnell, beinahe atemlos, doch dann unterbrach sie sich.

Eine Weile schwiegen sie. Dann war von draußen ein Wiehern zu hören.

»Die Ponys!«, rief Meredith aus. »Wenn Sie Ponys hier haben, dann hat Robbie Hastings sie wahrscheinlich aus dem Wald herübergebracht. Oder er hat Gordon gebeten, sie abzuholen. Aber auf jeden Fall ist er irgendwann vorbeigekommen, um nach ihnen zu sehen. Wieso haben Sie überhaupt Ponys auf der Koppel?«

Angesichts von Merediths sprunghaften Gedankengängen wirkte Gina noch verstörter als zuvor. Sie umklammerte ihr Wasserglas mit beiden Händen und sagte eher ins Glas als zu Meredith: »Es ist irgendwas mit ... Ich weiß es nicht genau.«

»Sind sie verletzt? Lahmen sie? Fressen sie nicht?«

»Ja, genau. Gordon sagt, sie lahmen. Er hat sie aus dem Wald mitgebracht, vor ... drei Wochen oder so. Ich kann mich nicht genau erinnern. Ich interessiere mich nicht für Pferde.«

»Ponys«, korrigierte Meredith. »Es sind Ponys.«

»Ah, ja, sicher. Ich weiß gar nicht, was der Unterschied ist.«
Sie zögerte, als dächte sie angestrengt über irgendetwas nach.
»Er hat gesagt ...« Sie trank einen Schluck Wasser, hob das Glas mit beiden Händen, als wäre es für eine Hand zu schwer.

»Was? Was hat er gesagt? Hat er Ihnen erzählt ...«

»Natürlich *fragt* man irgendwann, nicht wahr?«, sagte Gina.
»Ich meine, ein netter Mann, der allein lebt, gutmütig, zärtlich, leidenschaftlich, wenn's drauf ankommt. Sie wissen, was ich meine.«

Meredith blinzelte. Sie wollte es gar nicht wissen.

»Ich habe ihn also gefragt, wie es kommt, dass er allein lebt, ohne Freundin, ohne Lebensgefährtin, ohne Ehefrau. Ich hab ihn beim Abendessen aufgezogen, nach dem Motto: Wollte dich keine haben?«

Klar, dachte Meredith. Draußen im Garten, bei Kerzenschein an dem schmiedeeisernen Tisch. »Und was hat er geantwortet?«, fragte sie steif.

»Dass er mal eine längere Beziehung hatte und tief verletzt wurde und nicht darüber reden wollte. Und ich wollte nicht in ihn dringen. Ich dachte, er würde mir schon davon erzählen, wenn er so weit wäre.«

»Das war Jemima«, sagte Meredith. »Jemima Hastings. Und sie ist ...« Sie wollte es nicht aussprechen. Wenn sie es aussprach, würde es wahr werden, und das wollte sie ganz und gar nicht.

Sie ging die Fakten durch, und das waren nicht viele: Die *Cupcake Queen* war geschlossen. Lexie Streener hatte vergeblich versucht, Jemima anzurufen. Jemimas Platz in diesem Haus hatte eine andere Frau eingenommen.

»Seit wann kennen Sie sich eigentlich, Gordon und Sie? Wie lange sind Sie schon zusammen? Oder was auch immer?«

»Wir haben uns Anfang letzten Monats kennengelernt. In Boldre ...«

»Ja, in Boldre Gardens. Was haben Sie da gemacht?«

Gina wirkte verdattert. Mit dieser Frage hatte sie offensichtlich nicht gerechnet, und sie behagte ihr überhaupt nicht. »Ich

war spazieren«, sagte sie zögerlich. »Ich wohne noch nicht lange im New Forest, und ich wollte mir die Gegend ein bisschen ansehen.« Sie lächelte, wie um dem, was sie als Nächstes sagte, die Schärfe zu nehmen. »Wissen Sie, ich verstehe nicht recht, warum Sie mich das alles fragen. Glauben Sie, dass Jemima Hastings etwas zugestoßen ist? Dass Gordon ihr etwas angetan hat? Oder ich? Oder dass Gordon und ich ihr gemeinsam etwas angetan haben? Also, eines möchte ich jedenfalls betonen: Bereits als ich dieses Haus zum allerersten Mal betreten habe, da gab es nicht das geringste Anzeichen dafür, dass irgendjemand ...«

Gina brach abrupt ab. Sie schaute Meredith noch immer an, aber es war, als würde sie etwas ganz anderes vor sich sehen.

»Was ist los?«, fragte Meredith.

Gina senkte den Blick. Eine Weile herrschte Stille. Draußen wieherten die Ponys, und ein paar Bachstelzen zwitscherten aufgeregt, wie um einander vor einem Raubtier zu warnen.

»Vielleicht sollten Sie mal mitkommen«, sagte Gina schließlich.

Als Meredith Robbie Hastings endlich fand, stand er auf dem Parkplatz des *Queen's Head* in Burley. Der Ort lag an einer Kreuzung dreier Landstraßen: ein Straßendorf mit einer uneinheitlichen Mischung aus Fachwerk-, Holz- und Backsteinhäusern, deren Dächer ebenso uneinheitlich entweder mit Stroh oder Schiefer gedeckt waren. Jetzt, mitten im Sommer, wimmelte es von Fahrzeugen, darunter sechs Reisebusse, deren Passagiere hier wahrscheinlich die einzige Gelegenheit erhielten, einen Teil des New Forest zu erkunden, den sie ansonsten von ihren bequemen Sitzen aus in klimatisiertem Ambiente an sich vorbeirauschen sahen. Sie würden Schnappschüsse von den Ponys machen, die überall frei herumliefen, im Pub oder in einem der malerischen Cafés ein teures Mittagessen zu sich nehmen und in dem einen oder anderen Andenkenladen ein paar Souvenirs erstehen. Letztere prägten das Bild des Dorfes. Es gab Läden

jeder Art, vom *Coven of Witches*, das stolz damit warb, dass in dem Haus einmal eine echte Hexe gelebt hatte, die so berühmt geworden war, dass sie schließlich vor der nicht enden wollenden Schar Ratsuchender die Flucht ergriff, bis zum *Burley Fudge Shop* und allem Möglichen dazwischen. Über dem Ganzen thronte das *Queen's Head*, das größte Gebäude am Ort und während der Nebensaison Treffpunkt der Einheimischen, die während der Urlaubszeit sowohl den Pub als auch Burley selbst tunlichst mieden.

Zuerst hatte Meredith bei Robbie zu Hause angerufen, auch wenn kaum damit zu rechnen gewesen war, dass sie ihn um diese Tageszeit dort erreichen würde. Als Wildhüter war er für das Wohlergehen sämtlicher frei lebenden Tiere in dem ihm zugewiesenen Gebiet verantwortlich – dem Gebiet, das, wie sie Gina Dickens erklärt hatte, hier nur »The Hastings« hieß –, und wahrscheinlich war er entweder in seinem Wagen oder zu Pferd unterwegs, um sich zu vergewissern, dass die Esel, Ponys, Kühe und auch ein paar Schafe in Ruhe gelassen wurden. Dies war die schwierigste Aufgabe für all diejenigen, die im Forest arbeiteten, vor allem während der Sommermonate. Es war reizvoll, Tieren zu begegnen, die sich ungehindert von Zäunen, Mauern oder Hecken frei bewegen konnten. Doch noch reizvoller war es offenbar, sie zu füttern. Die Leute meinten es gut, aber sie waren nun mal von Natur aus dumm. Sie begriffen nicht, dass sie, sobald sie im Sommer ein süßes, kleines Pony fütterten, das Tier zu der Annahme verleiteten, dass auch mitten im Winter jemand auf dem Parkplatz des *Queen's Head* stehen und es füttern würde.

Offenbar war Robbie Hastings gerade dabei, das einer Gruppe von mit Kameras bewaffneten Rentnern in Bermuda-shorts und Schnürschuhen zu erklären. Robbie hatte sie um seinen Landrover versammelt, an den ein Pferdeanhänger angekoppelt war. Anscheinend hatte er eines der New-Forest-Ponys eingefangen, um es mitzunehmen, was ungewöhnlich war um diese Jahreszeit. Meredith sah das Tier unruhig in dem

Anhänger mit den Hufen stampfen. Robbie zeigte auf das Pony, während er zu den Leuten sprach.

Als Meredith aus dem Auto stieg, warf sie einen Blick auf ihren Schokoladenkuchen. Die inzwischen vollends geschmolzene Glasur war in den Teig gesickert und hatte um den Kuchen herum eine hässliche Pfütze gebildet. Ein paar Fliegen hatten die Leckerei entdeckt, aber dieser süße Brei war wie eine fleischfressende Pflanze: Alles, was darauf landete, versank augenblicklich in dem Gemisch aus Zucker und Kakao. Tod durch Genussucht. Der Kuchen war endgültig hinüber.

Aber das spielte längst keine Rolle mehr. Alles war aus den Fugen geraten, und Robbie Hastings musste ins Bild gesetzt werden. Er hatte Jemima von ihrem zehnten Lebensjahr an großgezogen. Er war fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, als ein Autounfall ihn gezwungen hatte, diese Aufgabe zu übernehmen. Derselbe Autounfall hatte ihn auch in einen Beruf katapultiert, den er nie hatte ergreifen wollen: den eines von fünf Wildhütern im New Forest als Nachfolger seines Vaters.

»... weil wir unbedingt vermeiden wollen, dass die Ponys sich immer an ein und derselben Stelle aufhalten.«

Aus den betretenen Gesichtern seiner Zuhörer schloss Meredith, dass sie ihre Taschen voll hatten mit Äpfeln, Möhren, Zuckerwürfeln und allem Möglichen, was einem Pony schmecken mochte, das sich eigentlich von dem ernähren sollte, was Wald und Wiesen hergaben.

Robbie beendete seinen Vortrag – den er mit großer Geduld gehalten hatte, während die Leute Fotos von ihm machten, obwohl er statt seiner offiziellen Uniform Jeans, T-Shirt und eine Baseballmütze trug –, und mit einem knappen Nicken öffnete er die Fahrertür des Landrover. Meredith zwängte sich durch die Menge, die sich in Richtung Dorf und Pub schob, und rief seinen Namen.

Er drehte sich um. Meredith empfand, was sie jedes Mal für ihn empfand, wenn sie ihn sah: Sie mochte ihn sehr, und zugleich bemitleidete sie ihn dafür, wie seine riesigen Schneide-

zähne sein Gesicht entstellten. Sein Mund war das Einzige, was einem an ihm auffiel, und das war wirklich ein Jammer. Denn er war ausgesprochen gut gebaut, muskulös und maskulin, und seine Augen waren einzigartig – eines war braun und eines grün, genau wie bei Jemima.

Sein Gesicht hellte sich auf. »Merry die Widerspenstige«, rief er erfreut. »Es ist eine Ewigkeit her, Mädels! Was verschlägt dich denn in diese Einöde?« Er zog seine Handschuhe aus und breitete die Arme aus, so wie er es schon immer getan hatte.

Sie umarmte ihn. Sie waren beide verschwitzt, und Robbie roch säuerlich nach Mann und Pferd.

»Was für eine Hitze!« Er nahm seine Baseballmütze ab, so dass sein dunkelbraunes Haar zum Vorschein kam, das dicht und wellig wäre, wenn er es nicht so extrem kurz schneiden würde. Es war grau meliert, was Meredith einmal mehr daran erinnerte, wie sehr Jemima und sie sich entfremdet hatten, denn als sie Robbie das letzte Mal begegnet war, hatte er noch keine grauen Haare gehabt.

»Ich habe in der Forstmeisterei angerufen«, sagte sie. »Dort hat man mir gesagt, dass ich dich hier antreffen würde.«

Er wischte sich die Stirn mit dem Unterarm ab, setzte seine Mütze wieder auf und zog sie tief ins Gesicht. »So so. Was gibt's denn?« Er drehte sich kurz um, als das Pony in seinem Anhänger so heftig gegen die Seitenwände trat, dass das Gefährt wackelte. »Jetzt reicht's aber, alter Junge«, sagte Robbie und machte schnalzende Geräusche. »Du weißt genau, dass du nicht hier beim *Queen's Head* bleiben kannst. Ruhig, ganz ruhig.«

»Jemima«, sagte Meredith. »Sie hat heute Geburtstag, Robbie.«

»Richtig. Und du auch. Was bedeutet, dass du jetzt sechsundzwanzig bist, und das bedeutet, dass ich ... Herr im Himmel, ich bin schon einundvierzig! Man sollte meinen, dass ich Zeit genug gehabt hätte, eine Frau zu finden, die bereit wäre, mit so einem Prachtexemplar von Männlichkeit in den Hafen der Ehe einzufahren, was?«

»Hat dich noch keine für sich beansprucht?«, fragte Meredith. »Die Frauen in Hampshire müssen ja halb blind sein!«

Er lächelte. »Und du?«

»Ich bin stockblind. Der eine, den ich hatte – schönen Dank auch. Das muss ich nicht wiederholen.«

Robbie lachte in sich hinein. »Verdammt, Merry, du kannst dir nicht vorstellen, wie oft ich das schon gehört habe. Was ist also der Grund für deinen überraschenden Besuch, wenn du mich schon nicht heiraten willst?«

»Jemima. Ich bin zu ihrem Laden gefahren, Robbie, und habe gesehen, dass er geschlossen ist. Dann habe ich mit Lexie Streener gesprochen, und dann bin ich zu ihnen nach Hause gefahren – zu Gordon und Jemima –, aber da war eine Frau, Gina Dickens. Sie lebt nicht mit ihm zusammen oder so, aber ... Sie haben eindeutig eine Beziehung. Und sie hatte noch nie von Jemima gehört.«

»Du hast also keinen Kontakt mit ihr?«

»Mit Jemima? Nein.« Meredith zögerte verlegen. Dann sah sie ihm in die Augen, versuchte zu ergründen, was er dachte. »Na ja, sie wird dir doch bestimmt erzählt haben ...«

»Was zwischen euch beiden vorgefallen ist?«, fragte er. »Sicher. Sie hat mir vor längerer Zeit erzählt, ihr hättet euch zerstritten. Aber ich habe nicht angenommen, dass es ein endgültiger Bruch war.«

»Ich musste ihr einfach sagen, dass ich Gordon gegenüber ein ungutes Gefühl hatte. Dafür sind Freunde doch da, oder?«

»Ja, das sehe ich auch so.«

»Aber alles, was sie dazu zu sagen hatte, war: Robbie hat keine Vorbehalte gegen ihn, wieso hast du dann welche?«

»Das hat sie gesagt?«

»Hattest du denn Vorbehalte? So wie ich? Hattest du welche?«

»Ja, allerdings. Irgendwas stimmte nicht mit ihm. Es war nicht so, dass ich ihn nicht ausstehen konnte, aber wenn sie sich schon mit einem Kerl zusammentat, dann wäre mir einer lieber

gewesen, den ich gut gekannt hätte. Gordon Jossie kannte ich nicht. Aber letztlich hätte ich mir keine Gedanken zu machen brauchen – und dasselbe gilt auch für dich –, denn nachdem sie mit ihm zusammengezogen war, hat Jemima ihn ziemlich schnell durchschaut, und dann war sie klug genug, rechtzeitig einen Schlusstrich zu ziehen.«

»Was meinst du damit?« Meredith trat von einem Fuß auf den anderen. Die Hitze brachte sie schier um. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr ganzer Körper dahinschmelzen, genau wie der arme Schokoladenkuchen in ihrem Auto. »Sag mal, können wir nicht ein bisschen aus der Sonne rausgehen?«, fragte sie. »Irgendwo etwas trinken oder so? Hast du Zeit? Wir müssen reden. Ich glaube ... Irgendetwas stimmt da ganz und gar nicht.«

Robbie sah zuerst zu dem Pony hinüber und dann wieder zu Meredith. Er nickte. »Aber nicht im Pub«, sagte er und führte sie über den Parkplatz in eine kleine Einkaufspassage. Sie kauften sich etwas zu trinken und setzten sich dann am Rand des Parkplatzes im Schatten einer Kastanie auf eine Bank. Eine Rasenfläche breitete sich wie ein Fächer vor ihnen aus.

Ein paar vereinzelt Touristen fotografierten eine Gruppe von Ponys, die mit ihren Fohlen in der Nähe grasten. Die Fohlen waren besonders niedlich, aber sie waren scheu, und das machte die Muttertiere gefährlich.

Robbie beobachtete das Geschehen. »Nicht zu fassen«, sagte er. »Sieh dir diesen Typen da an! Der gibt keine Ruhe, bis er gebissen wird. Und hinterher verlangt er, dass das Pony erschossen wird, oder er verklagt Gott weiß wen. Nicht dass er damit weit kommen würde. Trotzdem, ich finde, man sollte stattdessen solche Leute abschießen.«

»Meinst du das ernst?«

Er errötete leicht, dann sah er sie an. »Natürlich nicht«, sagte er. Dann fuhr er fort: »Sie ist nach London gezogen, Merry. Sie hat mich angerufen, irgendwann Ende Oktober, und verkündet, sie würde nach London fahren. Ich dachte, für einen Tag, irgendwas für ihren Laden kaufen, aber sie meinte: Nein, nein,

